Zeitschrift: Jahrbuch / Historische Gesellschaft Graubünden

Herausgeber: Historische Gesellschaft Graubünden

Band: 124 (1994)

Artikel: Jahresbericht 1994 des Archäologischen Dienstes Graubünden und der Kantonalen Denkmalpflege Graubünden

Autor: Rageth, Jürg

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-595923

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Jahresberichte 1994 des Archäologischen Dienstes Graubünden und der Kantonalen Denkmalpflege Graubünden

Inhaltsverzeichnis

Jahresbericht des Archäologischen Dienstes Graubünden 65

Vorwort des Kantonsarchäologen 65
Ein Gletscherleichenfund vom Piz Kesch-Gebiet, Gemeinde Bergün (Jürg Rageth) 66
Der Churer Martinsplatz im 19. und frühen 20. Jahrhundert (Bettina Corrins) 70
Maienfeld, Vorderwinkel 83/84 (Arthur Gredig) 78
Neue Felszeichnungen von Tinizong (Jürg Rageth) 96
Zillis, Höhle unter Hasenstein (Alfred Liver) 100
Kurzberichte 104

Jahresbericht der Kantonalen Denkmalpflege Graubünden 113

Vorwort des Denkmalpflegers 113
Überblick über die Tätigkeiten der Kantonalen Denkmalpflege im Jahre 1994 114
Erhalten und Gestalten. Zur Bewohnbarmachung der Häusergruppe Bundi Nr. 65–67 in Almens (Thomas F. Meyer) 125
Zillis-Reischen, Wohnhaus Nr. 124 (Peter A. Mattli) 133
Neue Untersuchungen zu den Stadtmauern von Chur und Maienfeld (Augustin Carigiet) 140
Zur Restaurierung der katholischen Pfarrkiche St. Blasius in Tinizong (Hans Rutishauser) 156
Fenster, die Augen des Hauses (Hans Rutishauser) 164

Jahresbericht des Archäologischen Dienstes Graubünden

Vorwort des Kantonsarchäologen

Vor allem zwei Ausgrabungen beschäftigten 1994 unsere Dienststelle über längere Zeit: jene auf dem Martinsplatz in Chur und die im Vorderwinkel 83/84 in Maienfeld. In Chur wurden die archäologischen Untersuchungen durch die vorgesehene Pflästerung des Platzes, deren Subkonstruktion Eingriffe in die historischen Schichten verursacht, hervorgerufen. Aus verkehrstechnischen Gründen mussten die Arbeiten etappiert werden. Nach Abschluss der letzten drei Etappen im Frühling/Sommer 1995 ist ein ausführlicher Vorbericht für den nächsten Jahresbericht vorgesehen.

Der Gebäudekomplex Vorderwinkel 83/84 in Maienfeld, in unmittelbarer Nähe der Stadtmauer, musste vor dem Abbruch archäologisch und baugeschichtlich untersucht werden. Die Stadt Maienfeld hat sich in verdankenswerter Weise an den Kosten beteiligt. Die Ergebnisse dieser arbeitsintensiven Untersuchungen werden in diesem Jahresbericht vorgestellt.

Auch alle übrigen kleineren und grösseren Ausgrabungen waren Notgrabungen, die durch Bauvorhaben oder Restaurierungen verursacht wurden.

Zahlreiche Führungen wurden in Chur/Schutzbau Areal Ackermann, in St.Stephan in Chur und im Schloss Haldenstein durchgeführt. In Zusammenarbeit mit der Universität Zürich (Prof. Dr. H.R. Sennhauser) fanden Seminarwochen in Chur/St.Stephan und im Kloster Disentis statt. Ferner wurden archäologische Resultate in zahlreichen Vorträgen und Publikationen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Als Lehrbeauftragter hielt der Kantonsarchäologe im Sommersemester an der Universität Zürich eine Vorlesung über «Churrätien im Übergang von der Antike zum Mittelalter».

Die Kurzberichte sind mit den Initialen der Autoren gekennzeichnet:

Bruno Caduff	(B.C.)	Arthur Gredig	(A.G.)
Urs Clavadetscher	(U.C.)	Manuel Janosa	(M.J.)
Alois Defuns	(A.D.)	Jürg Rageth	(J.R.)

Ein Gletscherleichenfund vom Piz Kesch-Gebiet (Gemeinde Bergün)

LK Bl.1237, ca. 786.900/167.860, ca. 2680 m ü. M.

Am 18. August 1992 wurde der Archäologische Dienst darüber orientiert, dass auf dem Porchabella-Gletscher im Piz Kesch-Gebiet seit einiger Zeit eine Gletscherleiche mit verschiedenen Beifunden durch den Gletscher freigegeben werde.

Abklärungen ergaben, dass bereits im Herbst 1988 die Kantonspolizei GR über diesen Fund orientiert worden war, die anschliessend die Fundstelle für eine Augenscheinnahme beging und verschiedene Knochenreste, diverse Textilreste, einen Filzhut, ein Paar Schuhe, einen Holzknopf und eine Holzschale barg.

Weitere diesbezügliche Funde wurden zwischen 1988 und 1992 durch den Hüttenwart der Kesch-Hütte eingesammelt, darunter ein Holzlöffel (Abb. 1), 34 Holzperlen eines Rosenkranzes, mehrere Textil- und Lederfragmente und auch Knochenreste.

Anlässlich einer Begehung der Fundstelle durch zwei Mitarbeiter des ADG[1] konnten am 19. August 1992 noch Teile des Schädels und weitere Skelettreste, zahlreiche Textilfragmente und ein Holzkamm (Abb. 2) geborgen werden. Die 1988 durch die Kantonspolizei GR gehobenen Funde wurden anstandslos zusammen mit dem Erhebungsbericht dem ADG übergeben.[2]

Da sich die 1992 durch den ADG geborgenen Knochen-, Haut- und Gewebereste, die grösstenteils im Schmelzwasser des Gletschers drin lagen, z. T. noch in einem Verwesungsprozess befanden, wurden die menschlichen Überreste unverzüglich dem Anthropologen Dr. B. Kaufmann in Aesch BL übergeben. – Die Textilreste konnten zur Konservierung und wissenschaftlichen Bearbeitung dem Schweizerischen Landesmuseum überbracht werden.[3] – Die Lederschuhe wurden durch R. Kropf, Däniken, begutachtet und analysiert.

Während längere Zeit nur vermutet werden konnte, dass der Gletscherleichenfund irgendwo in die frühere Neuzeit datieren dürfte, liegen uns heute schon diverse Untersuchungsberichte und Expertisen zum Gletscherleichenfund vom Piz Kesch-Gebiet vor, die hier kurz zusammengefasst seien.

Bei der Gletscherleiche handelt es sich um eine weibliche Person von ca. 20–23 Jahren, deren Haarfarbe irgendwo zwischen braunblond und kastanienbraun drin lag (von den Mitarbeitern des ADG bald einmal – in Anlehnung an den Ötztaler

[1] Dem Ausgrabungstechniker A. Defuns und dem Vorarbeiter S. Lazzeri sei an dieser Stelle für den Einsatz gedankt.

[2] Der Fahndungsabteilung der Kantonspolizei GR sei für die hervorragende Zusammenarbeit und die Überlassung des Fundgutes und auch des Erhebungsberichtes bestens gedankt.

[3] Dem Schweizerischen Landesmuseum, insbesondere Herrn Dr. Ph. Curdy, danken wir für sein spontanes Anerbieten.

Abb. 1: Bergün, Porchabella-Gletscher; Holzlöffel aus Ahornholz

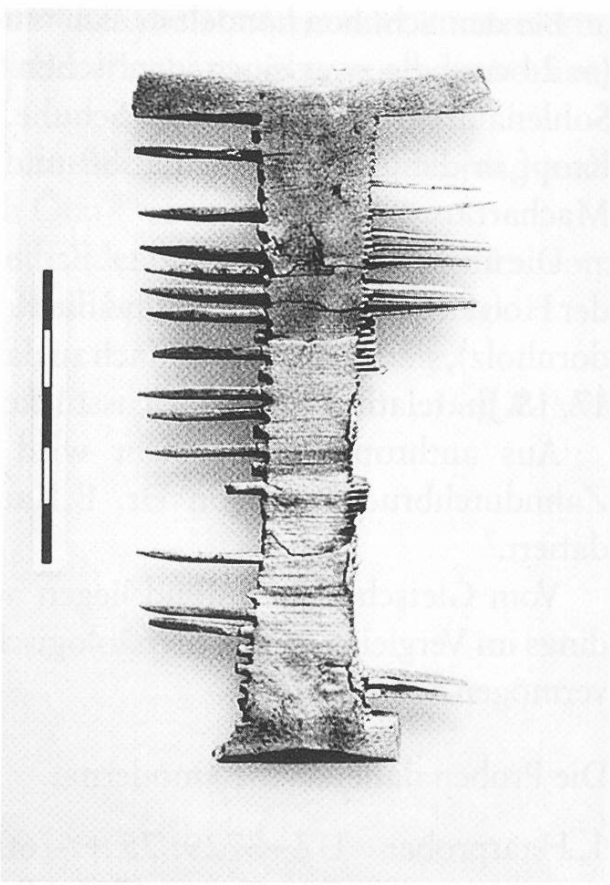


Abb. 2: Bergün, Porchabella-Gletscher; Holzkamm aus Hainbuchenholz

Mumienfund «Ötzi» – als «Porchabella» bezeichnet). Die Frau war mit verschiedenen Kleidern ausgestattet, von denen aber nur noch ein geringer Prozentsatz erhalten war. Insgesamt konnten 6 verschiedene Gewebetypen, aber allesamt Wollgewebe, unterschieden werden[4], die teilweise auch rot und blau eingefärbt waren. Die einzelnen Gewebereste wiesen z. T. recht unterschiedliche Fadendicken, Gewebedichten (Fäden pro cm) und auch eine recht unterschiedliche Oberflächenbehandlung (einseitig gefilzt, beidseitig gefilzt) auf. Unter den Kleidern konnte aber lediglich ein Wollmantel mit zahlreichen mit Seide umsäumten Knopflöchern und Knopflochattrappen identifiziert werden, wobei dieser Mantel gefüttert war. Die Gletscherfrau trug auch ein aus pflanzlichen Fasern fein geknüpftes Haarnetz und den bereits erwähnten Filzhut mit breiter Krempe auf sich. Die Textilreste werden ganz allgemein ins 17. Jh., respektive in die Zeit um 1700 datiert.[5]

[4] Untersuchungsbericht vom 25. Februar 1993 von J. Reinhard und A. Meier, Schweizerisches Landesmuseum.

[5] Der erste Datierungsvorschlag stammt von J. Reinhard (wie Anm. 4), der zweite von der Textilexpertin des Rätischen Museums, Frau R. Hahn.

Bei den Schuhen handelt es sich um halbhohe Lederschuhe der Grösse Nr. 36 (= 24 cm), die zwar einen identischen Schaft, aber einen völlig unterschiedlichen Sohlenaufbau aufweisen.[6] Die Schuhe, die mehrfach geflickt sind, datieren nach Kropf in die Zeit zwischen 1580 und 1700 und verraten eine «österreichische Machart».

Die übrigen Kleinfunde, wie z. B. die Holzschale (Arve), der Holzlöffel (Ahorn), der Holzkamm (Hainbuche) und die Rosenkranzperlen (Kirschbaum- und Schlehdornholz), sind nicht allzu einfach zu datieren, finden aber im 16./17. Jh., respektive 17./18. Jh. relativ gute Vergleichsstücke.

Aus anthroplogischer Sicht wird der Gletscherleichenfund aufgrund der Zahndurchbruchfolge von Dr. B. Kaufmann vorsichtig in die Zeit vor 1600 datiert.[7]

Vom Gletscherleichenfund liegen auch drei C-14-Datierungen vor, die allerdings im Vergleich zu den archäologischen Datierungen nicht ganz zu befriedigen vermögen.[8]

Die Proben datieren alle «modern»:

1. Haarprobe: UZ–3729: 75 +/– 60 BP; kalibriert: 1821 +/– 79 AD; One Sigma: 1714 AD-1903 AD
2. Textil: UZ – 3692: 15 +/– 60 BP; kalibriert: 1835 +/– 76 AD; One Sigma: 1719 AD-1904 AD.
3. Holzschale: UZ – 3691: 5 +/– 50 BP; kalibriert: 1849 +/– 73 AD; One Sigma: 1728 AD-1906 AD.

Die C-14-Daten tangieren bestenfalls in ihren Randbereichen einigermassen die archäologischen Daten; die Mittelwerte, die alle irgendwo im 19. Jh. liegen, scheinen uns aus archäologischer Sicht wesentlich zu jung zu sein. Warum dies so ist, können wir nicht mit letzter Sicherheit sagen. Persönlich möchten wir annehmen, dass für den Gletscherfund die Datierung ins 17. Jh. oder in die Zeit um 1700 herum einigermassen richtig liegen dürfte.

Zur Interpretation des Gletscherleichenfundes vom Piz Kesch-Gebiet scheint relativ nahe zu liegen, dass es sich dabei um eine Frau handeln dürfte, die wohl in eine Gletscherspalte stürzte. Dass die Frau Hirtin war, die möglicherweise auf einer Höhe von 2500 – 2600 m ü. M. Ziegen oder auch Schafe hütete, machen einerseits Bekleidung (langer Mantel mit Futter, Filzhut), andererseits aber auch die Ausrüstung mit Holzschale und Holzlöffel einigermassen wahrscheinlich. Dass die Frau

[6] Bericht R. Kropf, Däniken, vom 29. Juli 1994.
[7] Referat von Dr. B. Kaufmann anlässlich eines Mumien – Kolloquiums in Innsbruck im Herbst 1993.
[8] Die C-14-Daten wurden durch das C-14-Labor der Universität Zürich, Dr. W. Keller, vorgenommen. – Herrn Keller sei an dieser Stelle herzlichst für sein grosses Engagement gedankt.

keine Einheimische war, sondern möglicherweise eine Tirolerin oder Südtirolerin, könnten allenfalls die Schuhe «österreichischer Machart», aber auch der vorhandene Rosenkranz[9] vermuten lassen.

Dem Fund kommt insbesonders mit der Entdeckung der berühmten jungsteinzeitlichen Ötztaler Gletschermumie (sprich Ötzi)[10] einige Bedeutung zu.

Eine detaillierte Publikation zum Thema des Gletscherleichenfundes vom Porchabella-Gletscher wird demnächst im Bündner Monatsblatt vorgelegt.

Jürg Rageth

[9] Der Raum Bergün oder auch Engadin war spätestens seit Ende des 16. Jh. zum evangelischen Glauben übergetreten. – Siehe z. B. Camenisch Emil: Bündnerische Reformationsgeschichte, Chur 1920, S. 428–448 und 470–482.

[10] Spindler Konrad: Der Mann im Eis. Die Ötztaler Mumie verrät die Geheimnisse der Steinzeit, München 1993. – Egg Markus und Spindler Konrad: Die Gletschermumie vom Ende der Steinzeit aus den Ötztaler Alpen, Mainz 1993 u. a. m.

Der Churer Martinsplatz im 19. und frühen 20. Jahrhundert

Seit Mai 1994 sind auf dem Churer Martinsplatz Pflästerungsarbeiten im Gange. Zwecks Einbringung von neuem Kofferungsmaterial, sowie aufgrund verschiedener Leitungserneuerungen musste das bestehende Terrain um mindestens 80 cm ab bestehender Platzhöhe abgetieft werden.

Frühere Sondierungen im Bereich des Martinsplatzes zeigen auf, dass sich archäologische Befunde bis dicht unter das heutige Niveau erhalten haben.[11] Die Aushubarbeiten fanden deshalb in Zusammenarbeit mit dem Archäologischen Dienst Graubünden statt. Dabei konnten neben verschiedenen Friedhöfen eine Vielzahl abgegangener Gebäude aus allen Epochen des Mittelalters freigelegt werden. Grabung und Auswertung sind aber noch nicht so weit gediehen, dass schon jetzt eine zusammenfassende Übersicht möglich wäre. Dies wird zu einem späteren Zeitpunkt nachgeholt. Im vorliegenden Text beschränken wir uns auf die Befunde des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Diese bestehen zur Hauptsache aus Kanälen und Leitungen des Wasser-/Abwassersystems sowie Pflästerungen.[12]

Ein Stadtplan aus dem Jahre 1823

Ein 1823 erstellter Stadtplan des Feldmessers Peter Hemmi vermittelt einen sehr guten Überblick über das Churer Stadtbild des frühen 19. Jahrhunderts (Abb. 3). Darauf erkennt man, dass die Altstadt von einer Vielzahl offener Bäche und Bächlein durchzogen ist. In zwei Hauptsträngen wurde spätestens seit dem 12. Jahrhundert Plessurwasser zu den verschiedenen Handwerksbetrieben gebracht.[13] Gleichzeitig dienten sie auch der Abwasserbeseitigung und spendeten Wasser zum Löschen der Brände. Der sogenannte Unter Thorer Mühlbach, welcher noch heute unterirdisch im Bereich der Poststrasse verläuft, trieb mit seinem Wasser mehrere Mühlen.[14] Über die Art des Strassenbelags gibt der Hemmi-Plan keinen Aufschluss, es kann aber mit einer Pflästerung gerechnet werden. Strassenpflästerungen kannte man in Chur schon lange, erwähnt doch der Venezianer Andrea de Franceschi in seinem Reisebericht aus dem Jahre 1492, dass «die Churer Strassen alle gepflastert sind».[15] Andere Quellen aus dem 18 Jahrhundert bezeugen aber auch, dass der Zustand der Pflästerungen immer wieder Anlass zu Klagen gab.[16]

[11] Janosa Manuel: Der Churer Martinsplatz und seine Umgebung, AiGR, S. 361–364.

[12] Viele historische Quellen zu diesem Aufsatz stammen aus dem Stadtarchiv Chur. Ganz herzlich danken wir der Stadtarchivarin Frau Dr. Ursula Jecklin für ihre hilfreiche Unterstützung.

[13] Necrologium Curiense: Die Jahrzeitbücher der Kirche zu Cur, hrsg. von Wolfgang von Juvalt, Chur 1867, S. 2.

[14] Simonett Jürg, in: Churer Stadtgeschichte, Bd. 2, S. 95–97.

[15] Margadant Silvio: Graubünden im Spiegel der Reiseberichte und der landeskundlichen Literatur des 16.–18. Jahrhunderts, Zürich 1978, S. 111. – Simonsfeld Henry: Ein venezianischer Reisebericht über Süddeutschland, Ostschweiz und Oberitalien aus dem Jahre 1492, in: Zeitschrift für Kulturgeschichte, Neue Folge II, Weimar 1895, S. 273f.

[16] Stadt AC, P1, Bd. 34, S. 47f., (5.12.1788).

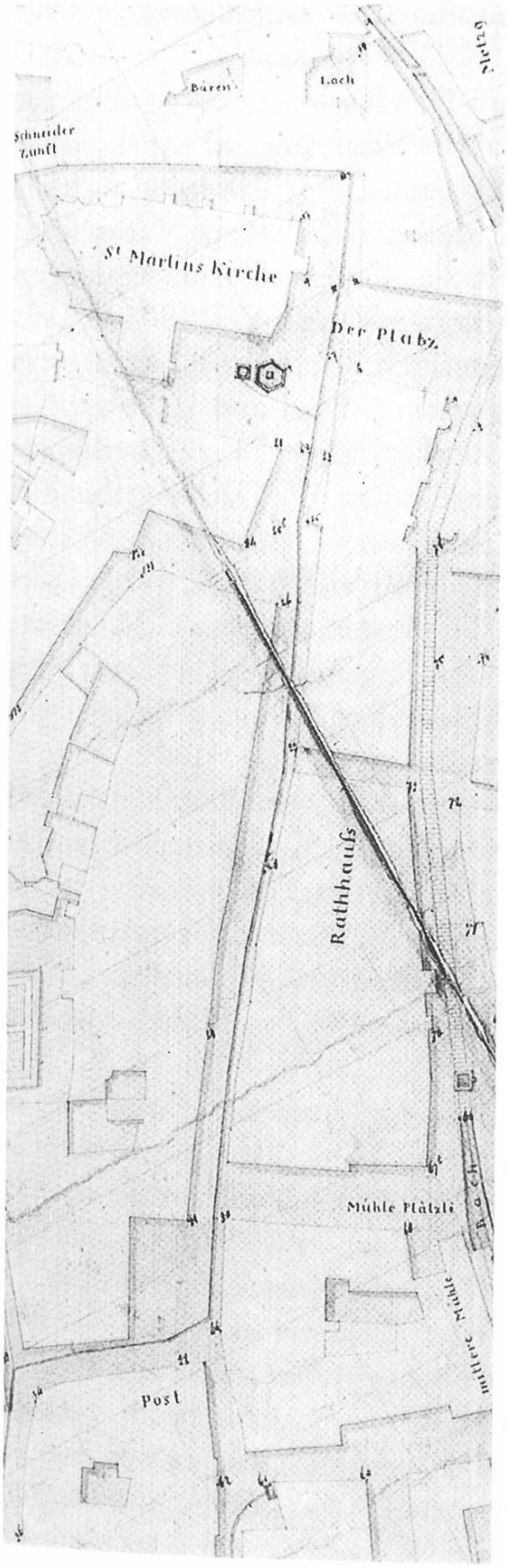


Abb. 3: Chur, Martinsplatz 1994; Stadtplan von Peter Hemmi aus dem Jahre 1823 (Ausschnitt)

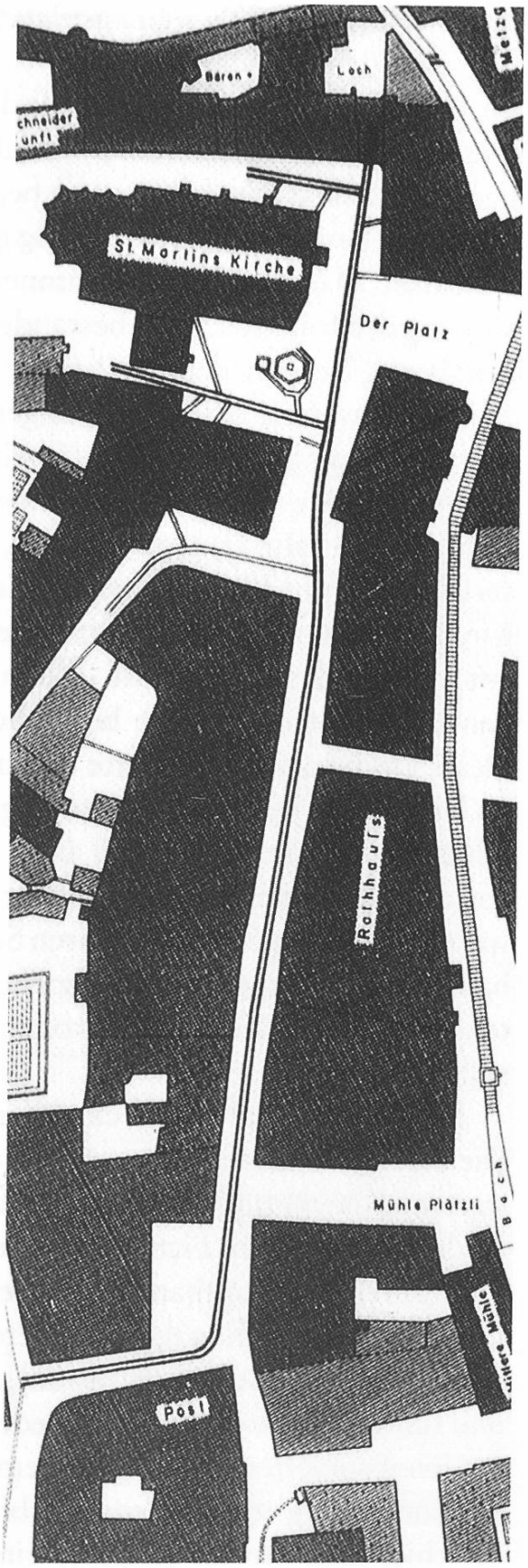


Abb. 4: Chur, Martinsplatz 1994; umgezeichneter Hemmi-Plan mit arch. nachgew. Abwasserkanälen von 1824 (ca. 1:1500)

Im Jahre 1824, also ein Jahr nach dem Hemmi-Plan, entschied der Stadtrat, die Strassenstrecke zwischen der Brotlaube und dem Unter Tor «auf eine zwar kostspielige, aber sehr solide Art» neu zu bepflästern.[17] Damit diese Pflästerung auch von Dauer sei, beschloss man vorgängig gemauerte, gedeckte Kanäle zur Ableitung der Abwasser, Dachtraufen und Brunnen zu bauen. Sie dienten jedoch nicht der Entsorgung der Toiletten, diese bestanden bis zum Bau der Kanalisation 1905 als Trokkenaborte. Verschiedene Teilstücke dieses gedeckten Kanalsystems kamen seit 1978 bei diversen Sondiergrabungen zum Vorschein (Abb. 4 und 5). So auch im Jahre 1991, als bei Pflästerungsarbeiten in der Reichsgasse grosse, zusammenhängende Teile eines Hauptkanals freigelegt werden konnten. Die Flächengrabung im vergangenen Jahr ermöglichte uns, diesen Kanal bis vor's Bärenloch weiterzuverfolgen. In den Hauptkanal mündeten verschiedene Nebenkanäle, welche in der Kirch-, der Comander- und der Rabengasse zu Tage traten. Fast jede Gebäudeecke am Martinsplatz besass eine Falleitung, worin das Regenwasser vom Dach unter den Boden gelangte. Eine beachtliche Anzahl kleinerer Seitenkanäle sammelte dieses Dachwasser und führte es den Hauptkanälen zu.

Die Kanäle bestehen aus zwei gemauerten Seitenwänden, welche mit unterschiedlich grossen, zum Teil über einen Meter langen Steinplatten abgedeckt wurden. Die Kanalsohle ist mit einer Pflästerung aus kleinen Flusskieseln versehen worden. An einigen Stellen waren Seitenwände und Pflästerung mit einem ziegelhaltigen «Wasserputz» ausgestrichen. Die Feuchtigkeit liess die im Putz enthaltenen Ziegelpartikel quellen, womit das Versickern des Wassers verhindert werden sollte.

Der Hauptkanal besitzt ca. 40 cm starke, einhäuptig gemauerte Seitenwände. Die Lichtmasse betragen ca. 40 cm in der Breite und 50 bis 60 cm von der gepflästerten Sohle bis zur Abdeckplatte (Abb. 6). Die Seitenkanäle sind schmaler und viel niedriger, sie weisen Lichtmasse von ca. 25 × 30 cm auf. In der Regel münden sie schräg in einen Hauptkanal, um einen besseren Wasserfluss zu garantieren (Abb. 7). Diese gedeckten Kanäle bedeuteten sicher eine Verbesserung gegenüber den offenen Bächen (Geruchsemission), aber auch sie benötigten regelmässige Wartung und führten dennoch hin und wieder zu Überschwemmungen in Kellern. Verstopfungen resultierten aus zu geringem Gefälle, aber wohl auch darum, weil man sie zur Entsorgung verschiedenster Abfälle missbrauchte.[18] Zur Reinigung wurden an verschiedenen Stellen Schächte eingebaut (Abb. 9). Westlich der Martinskirche fanden sich im Hauptkanal Spuren einer Schieberkonstruktion, womit ursprüng-

[17] Stadt AC, Akten nach 1800 R4, Circular vom 13. April 1824.

[18] Stadt AC, Akten nach 1800 R4, Brief des Bauinspektors Herold an den Amtsbürgermeister, vom 23. Juli 1839.

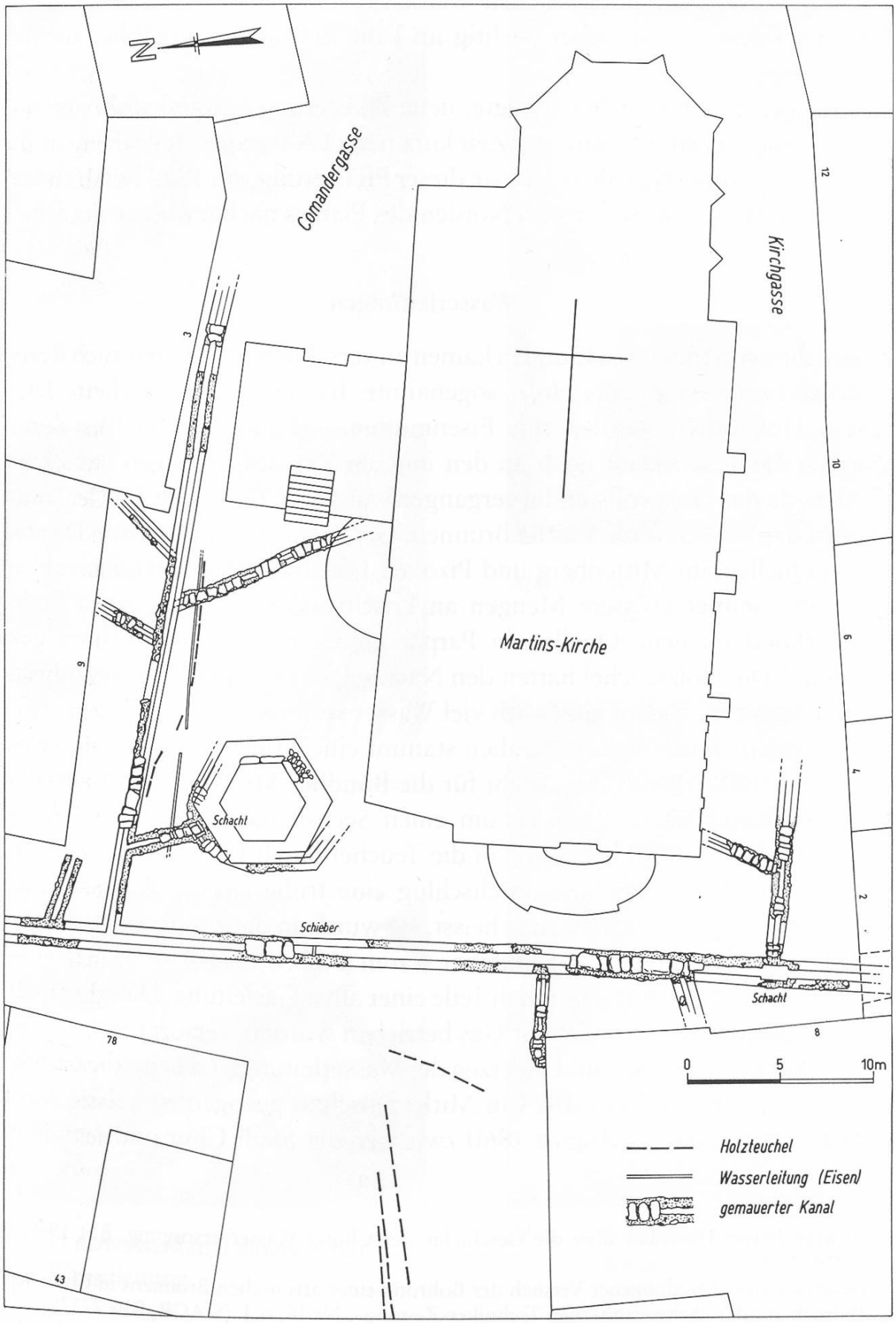


Abb. 5: Chur, Martinsplatz 1994; Übersichtsplan über die Kanäle und Leitungen aus dem 19. Jahrhundert (Mst. 1:400)

lich der Wasserfluss unterbrochen werden konnte (Abb. 6). Die Möglichkeit, Wasser zu stauen, war sicher wichtig im Falle der Wasserentnahme zur Brandbekämpfung.

Die über diesen Kanälen verlegte, neue Pflästerung bestand wohl aus runden Bollensteinen. Postkarten aus der Zeit kurz nach 1900 zeigen Teile davon rund um den Martinsbrunnen (Abb. 11). Reste dieser Pflästerung von 1824 konnten entlang der Hausfassaden im Süden und Norden des Platzes nachgewiesen werden.

Wasserleitungen

Neben diesen gemauerten Kanälen kamen an verschiedenen Stellen auch Reste von Druckwasserleitungen aus Holz, sogenannte Teuchel, zum Vorschein. Die einzelnen Holzröhren wurden mit Eisenmuffen verbunden (Abb. 10). Zum Teil konnten die Teuchel nur noch an den inneren Kalkablagerungen nachgewiesen werden, da das Holz vollständig vergangen war (Abb. 14). Diese Teuchelleitungen dienten der Wasserzufuhr für die Brunnen. Gefasst wurde das Wasser an verschiedenen Quellen am Mittenberg und Pizokel. Die steigende Einwohnerzahl erforderte aber immer grössere Mengen an Frischwasser, weshalb gegen Ende des 19. Jahrhunderts neue Quellen in Parpan und am Parpaner Rothorn gekauft wurden.[19] Die Holzteuchel hatten den Nachteil, dass sie alle 15 – 20 Jahre ersetzt werden mussten, zudem ging auch viel Wasser verloren.[20]

Aus einem Teuchelleitungsgraben stammt eine Münze aus der Zeit zwischen 1803 und 1848, als das Prägerecht für die Bündner Münzen beim Kanton lag.[21] Beim Geldstück handelt es sich um einen Sechstelbatzen aus dem Jahr 1842 (Abb. 13). Ab ca. 1850 begann man die Teuchel durch Eisen- oder Zementrohre zu ersetzen. An zwei Stellen durchschlug eine frühe eiserne Wasserleitung die gemauerten Abwasserkanäle, das heisst, sie wurde in diese eingesetzt, so dass die Kanäle weiterhin intakt und benützbar waren (Abb. 8).

Nördlich der Kirche fanden sich Teile einer alten Gasleitung. Damit wurden die Strassenlampen, die ab 1859 mit Gas betrieben wurden, versorgt.[22]

Das Verlegen der Gas- und Ersetzen der Wasserleitungen scheint die bestehende Pflästerung aus dem Jahre 1824 in Mitleidenschaft gezogen zu haben. Aus dem Arbeitsvertrag vom 28. August 1860 zwischen der Stadt Chur und dem Pflaster-

[19] Jecklin Fritz: Überblick über die Geschichte der Churer Wasserversorgung, BM 1940, Nr. 5, S. 129 – 133.

[20] Jecklin Fritz: Misslungener Versuch der Bohrung eines artesischen Brunnens in Chur. Separatabdruck aus der «Schweizerischen Techniker-Zeitung», Nr. 16, o. J. (StAGR, RBr 7/37).

[21] Divo Jean Paul und Tobler Edwin: Die Münzen der Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert, Luzern 1969.

[22] Jecklin Fritz: Kurze Geschichte der Churer Stadtbeleuchtung, BM 1940, S. 385 – 387.

Abb. 6: Kanalschnitt mit Schieber

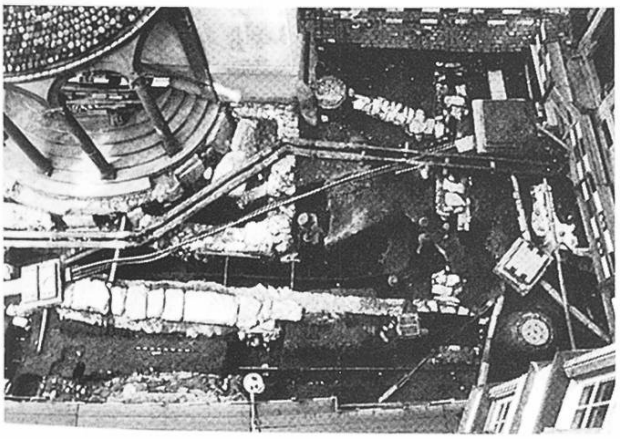


Abb. 7: Haupt- und Nebenkanäle südwestlich der Kirche

Abb. 8: In Abwasserkanal eingebaute Wasserleitung

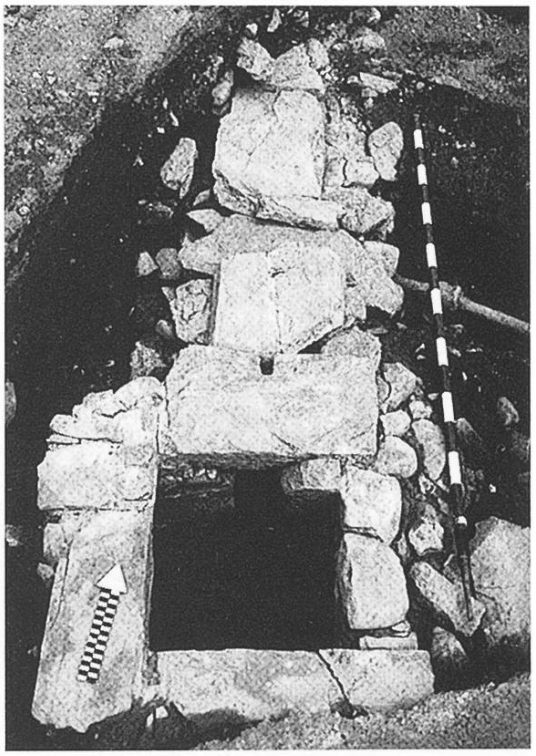


Abb. 9: Sammelschacht vor Martinsbrunnen

Abb. 10: Reste einer Holzteuchelleitung

Abb. 6–10: Chur, Martinsplatz 1994; Befunde aus dem 19. Jahrhundert

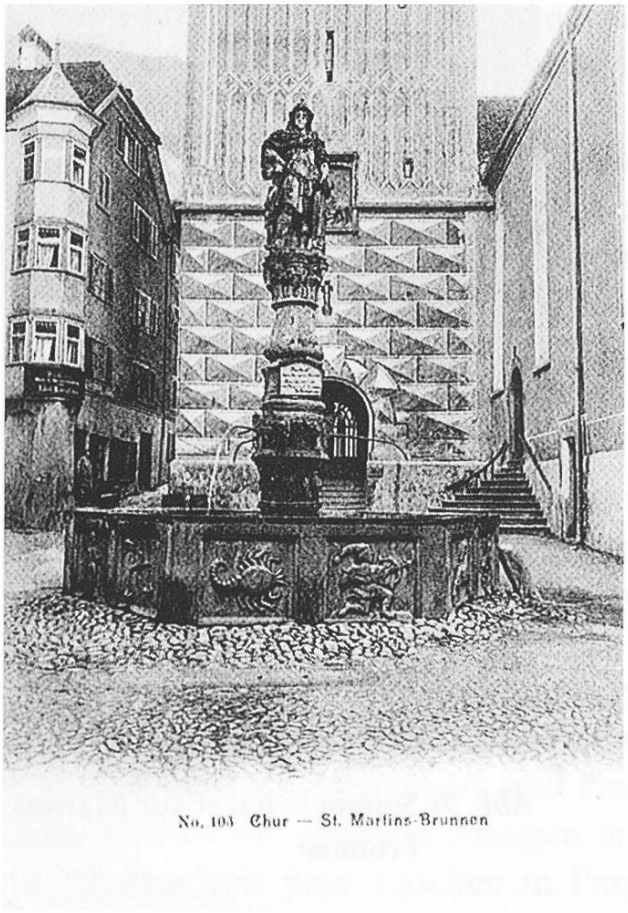


Abb. 11: Chur, Martinsplatz 1994; Pflästerung von 1824 um den Martinsbrunnen (aus Sammlung Stadtarchiv)

Abb. 12: Chur, Martinsplatz 1994; Pflästerung von 1860 (aus Sammlung Ernst Zschaler)

Abb. 13: Chur, Martinsplatz 1994; Münze aus dem Jahr 1842 (Mst. 2:1)

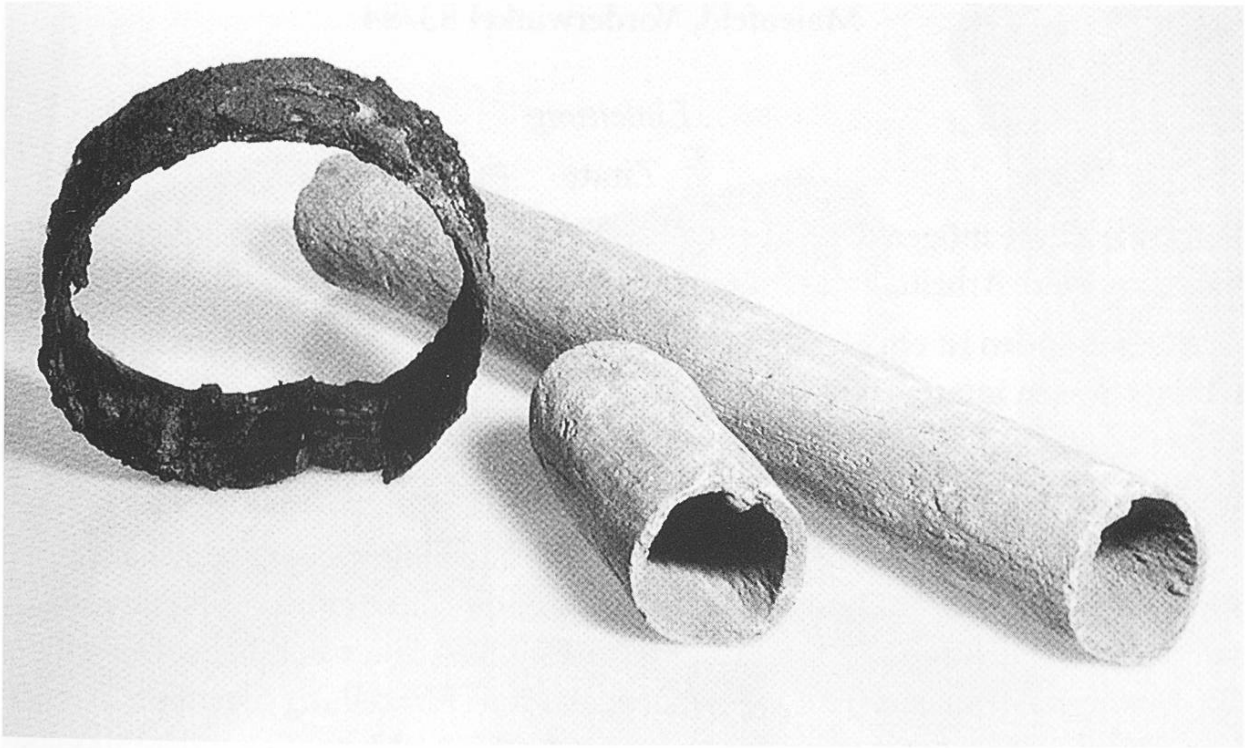


Abb. 14: Chur, Martinsplatz 1994; Kalkablagerung aus dem Innern eines Teuchels und eiserner Muffenring

meister Hinger aus Württemberg wird ersichtlich, dass eine Neupflästerung aus «geköpften und ins gevierte» behauenen Steinen gewünscht wurde (Abb. 12).[23] Wie auf alten Postkarten zu sehen ist, blieb bei dieser Neuverlegung mindestens im nordöstlichen Teil des Platzes die alte Bollenpflästerung von 1824 erhalten.

Kanalisation und letzte Pflästerung

Im Jahre 1905 bejahten die Stimmbürger von Chur den Bau der Kanalisation in der Reichs-, Ober-, Unter- und Kirchgasse. Mit deren Erstellung wurden die gedeckten Kanäle überflüssig. Zwei Jahre später wurde die Kanalisation fertiggestellt. 1908 beantragte der Stadtrat einen Kredit für eine Neupflästerung und die Anlage von Trottoirs.[24] Der Bau der Kanalisation hatte grosse Schäden an der Pflästerung von 1860 verursacht. Für die neue Pflästerung von 1908 verwendete man wiederum rechteckige, behauene Steine, sogenannte Weesenersteine. In dieser Zeit bekam der Martinsbrunnen auch sein Podest.

Reste dieser letzten Pflästerungen finden sich heute noch beispielsweise in der Kirchgasse, der Sennhofstrasse, der Süsswinkelgasse und auf dem Hegisplatz.

Bettina Corrins

[23] Stadt AC, Ein Vertrag vom 28. August 1860, Sig. V.64.9.
[24] Antrag des Grossen Stadtrates vom 11. Juni 1908.

Maienfeld, Vorderwinkel 83/84

Einleitung

Zitate

Folgende Zitate mögen das Spannungsfeld, in welchem heute archäologische oder bauhistorische Arbeiten stattfinden müssen, abstecken:

«Graubünden ist ein grosses historisches Museum, und die ‚Herrschaft Maienfeld' ist dessen interessante Vorhalle».

«Die ehrwürdige Magia wird ihre historischen Denkmäler in aller Zukunft so treu hüten, wie sie es bisher getan hat.»[25]

«Was in Wirklichkeit voller Erinnerungen und zukünftiger Lebenschancen von Einzelnen, Familien und Gruppen, z. B. Quartier- oder Dorfbevölkerung steckt, wird auf kurzsichtigste Weise fast regelmässig ausschliesslich behandelt wie ein Wertpapier. (...) Solche, für uns normal gewordene Einstellung gegenüber dem persönlichsten Lebensraum ist in den Kulturen der Menschheit alles andere als selbstverständlich und (es) steht ausser Frage, dass dieser zeitgenössischen Deformation nicht nur ständig materielle Kulturgüter zum Opfer fallen (...), sondern auch ein Teil unserer Seele preisgegeben wird».[26]

Projekt und Umfeld

Das von der Baukommission Maienfeld am 15. Oktober 1993 im Amtsblatt publizierte «Baugespann Nr. 25/93» beschrieb als Bauvorhaben: Abbruch und Neubau «Rotes Haus» (Abb. 15).

Die Planauflage zeigte, dass zwischen dem Städtliplatz und dem zum Klosterhof gehörenden Haus ein totaler Abbruch der bestehenden zwei Häuser geplant war. Der zum Abbruch vorgesehene Bereich umfasste die Hälfte des Quartiers zwischen Vorderwinkelgasse und östlicher Stadtmauer. Ferner war auch ein Durchbruch in der Stadtmauer vorgesehen. Geplante Bodeneingriffe gefährdeten zudem mögliche archäologische Strukturen. Die Lage Maienfelds am Fusse der seit der Steinzeit begangenen St. Luzisteig[27], die noch nicht eindeutig eruierte Lage des römischen «Magia»[28] im näheren Umkreis der St. Luzisteig, sowie die eigentümliche Situation mit zwei verschiedenen Benennungen des Ortes im Mittelalter[29] bergen eine Fülle historischer wie archäologischer Fragestellungen.

[25] Kuoni J: Maienfeld, St. Luzisteig und die Walser, Ragaz 1921 (Chur² 1990), Vorwort S. 3f.
[26] Mörsch Georg: Kulturelle Identität und Denkmalpflege, in: Denkmalpflege in Graubünden, Tendenzen im Umgang mit historischen Bauten, Chur 1991, S. 23f.
[27] Zürcher Andreas C.: Urgeschichtliche Fundstellen Graubündens, Schriftenreihe des Rätischen Museums Chur. Nr. 27, Chur 1982, S. 27 und S. 30/31.
[28] Miller Konrad: Die Peutingersche Tafel, Stuttgart 1916/1962, Segmentum IV, Abschnitt 1.
[29] Poeschel Erwin: KdmGR, Bd. II, Basel 1937, S. 12.

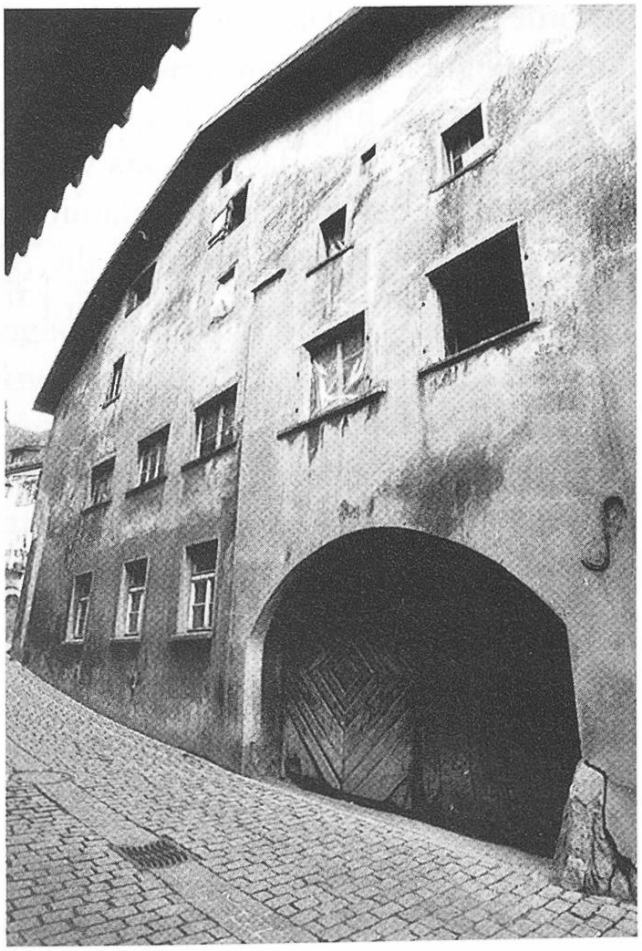


Abb. 15: ▲
Maienfeld, Vorderwinkel 83/84; Städtliplatz, «Rotes Haus» (Metzgerei Möhr), rechts Einblick in die Vorderwinkelgasse

Abb. 16: ▶
Maienfeld, Vorderwinkel 83/84; Westfassade (Vorderwinkelgasse), Befensterung im 1. Stock nach einer Stockwerkanpassung des 18. Jhs.

Als der Umfang der beabsichtigten Zerstörung deutlich geworden war, fand eine Begehung der Liegenschaften durch Eigentümer, Architekten, Kantonalen Denkmalpfleger und Kantonsarchäologen statt. Zu diesem Zeitpunkt waren das Inventar und die inneren Auskleidungen (Täfer etc.) bereits grösstenteils entfernt. Einzig eine qualitativ gute Täferstube aus der zweiten Hälfte des 18. Jhs. liess Rückschlüsse auf die ehemalige Ausstattung zu. Die Westfassade des Komplexes wies Fenstergewände des 16. Jhs. auf, welche wohl in einer vereinheitlichenden Bauphase des 18. Jhs. in den aktuellen Dimensionen neu versetzt worden waren (Abb. 16). In den unteren Geschossen liessen Mauerbild und Raumdimensionen wesentlich ältere Bausubstanz erahnen. Trotz der negativen Beurteilung der Substanz durch die kommunale Heimatschutzkommission hinsichtlich deren historischen Wertes (man ging davon aus, dass die Bauten nach dem Stadtbrand von 1720 entstanden waren), bestand man auf Seite der kantonalen Ämter auf einer bauhistorischen Analyse. Die unmittelbare Nachbarschaft zur Stadtmauer und die Eindrücke des Augenscheins liessen vermuten, dass allenfalls Bauteile als Bestandteile der Befestigungsanlage oder als historisch wertvolle Bausubstanz nach kommunalem Baugesetz[30] als erhaltenswert einzustufen wären. Die Bauanalyse der Substanz sollte als Grundlage einer Beurteilung dienen. Bei entsprechenden Ergebnissen wäre eine Neubeurteilung hinsichtlich dem Abbruch und allenfalls eine Änderung des Neubauprojekts anzustreben. In diesem Sinne wurde die Gemeindebehörde orientiert. Diese zeigte sich an einer bauhistorischen Analyse interessiert und beteiligte sich daran mit einem finanziellen Beitrag. Allerdings genehmigte der Stadtrat praktisch mit dem Beginn der Untersuchungen das vorgelegte Projekt. Eine Neubeurteilung des Projekts war von den kommunalen Behörden offenbar unerwünscht, der Beitrag war damit einem wissenschaftlichen Nekrolog zuerkannt. Es sei noch erwähnt, dass die Altstadt von Maienfeld als Kulturgut von nationaler Bedeutung bezeichnet wird.[31]

[30] Baugesetz der Stadt Maienfeld, durch die Kantonsregierung am 16. Mai 1989 genehmigt, Art. 48, Altstadtzone.

[31] Schweizerisches Inventar der Kulturgüter von nationaler und regionaler Bedeutung, S. 165.

Die Untersuchungsergebnisse

Methode und Umfang

Trotz dem beschriebenen Umfeld gingen die Mitglieder der Untersuchungsequipe[32] so vor, dass eine Restaurierung der Bauten möglich blieb. So konnten nicht alle Schlüsselstellen detailliert untersucht werden. Immerhin war es hinsichtlich der Zugänglichkeit des Baugerippes von Vorteil, dass die Innenverkleidungen grösstenteils ausgebaut worden waren.

Damit möglichst rasch Aussagen bezüglich baugeschichtlicher Entwicklungen und Daten gemacht werden konnten, wurden folgende Untersuchungsstrategien angewandt: Während wir den bestehenden Zustand zeichnerisch im Massstab 1:50 aufnahmen (6 Grundrisse und 11 Schnitte), wurden die jüngsten Holzbauelemente bestimmt und dazugehörende Mauerteile definiert. Die Holzbauteile konnten mit Hilfe der Dendrochronologie[33] (Jahrringanalyse) schnell zeitlich eingeordnet werden. Nachdem die Plangrundlagen vorhanden waren, konnten wir anhand typologischer Kriterien die Schlüsselstellen (Baufugen) ermitteln und mit detaillierten Untersuchungen beginnen. Die Untersuchungsarbeiten dauerten vom 12. Januar bis zum 15. April 1994; während dem Abbruch im Sommer wurden zwischen dem 15. August und dem 31. August 1994 Nachuntersuchungen durchgeführt. Durchschnittlich waren 8 Personen beschäftigt.

Auswirkungen der Untersuchung auf das Projekt

Bauherrschaft und kommunale Behördenvertreter wurden laufend über den Stand der Untersuchungen orientiert. Die Resultate wurden am 28. August 1994 der Baukommission vorgestellt. Zu diesem Zeitpunkt bestand noch keine rechtskräftige Baubewilligung. Der integrale Schutz oder aber eine teilweise Erhaltung von wichtigen Bauteilen wäre damals also noch möglich gewesen. Entweder durch eine freiwillige Bereitschaft der Bauherrschaft in Anerkennung der historischen Bedeutung, oder durch eine Schutzverfügung der Behörden. Nachdem die Bauherrschaft, teils wegen Kostenfragen, teils weil sie bereits im Besitz einer generellen Baubewilligung war, kein Entgegenkommen in dieser Frage signalisierte, wurde schlussendlich auch auf einen Antrag einer Schutzverfügung verzichtet. Die Bauten wurden im Sommer 1994 abgebrochen.

[32] Mangels Personal bei der kantonalen Denkmalpflege wurden die Untersuchungen durch eine Arbeitsgruppe des Archäologischen Dienstes im Auftrag der Denkmalpflege durchgeführt. Die Gruppe bestand aus folgenden Personen: Bariletti J., Caduff B., Caflisch M., Corrins B., Corrins M., Derungs I., Dolf R., Elabassi A., Gredig A., Lazzeri A., Perissinotto G., Seifert H., Troianiello C.

[33] Die Dendroanalysen wurden durch das Dendrolabor des Büros für Archäologie der Stadt Zürich durchgeführt. Den Herren M. Seifert und F. Walder sei an dieser Stelle für die bevorzugte Behandlung der Proben gedankt. Wir waren dadurch in der Lage, schnell zu ersten Daten zu gelangen und die jüngeren Bauelemente abzugrenzen. Detailliertere Untersuchungen konnten damit auf die ältere Bausubstanz konzentriert werden.

Darstellung der Untersuchungsergebnisse

Da die Untersuchung das Projekt nicht beeinflusste, ist eine umfassende Darstellung der Ergebnisse als Planungsgrundlage nicht nötig. Deshalb beschränken wir uns hier auf eine summarische Zusammenfassung.

Nachdem wir kurz auf die Sondierungen im Bodenbereich eingehen, zeigen wir anhand einer Abfolge von isometrischen Rekonstruktionen einzelner Bauphasen (Abb. 17, 18, 24) die bauliche Entwicklung des Quartiers im untersuchten Bereich auf. Zur Illustration möchten wir am Beispiel eines phasenkolorierten Schnittplanes (Abb. 21, S. 89) die komplexe Baugeschichte aufzeigen.

Zu den isometrischen Darstellungen (Abb. 17, 18, 24) sind folgende Einschränkungen zu machen:

- Die Stadtmauer wurde in diesem Bereich noch nicht untersucht. Die unterschiedliche Darstellung derselben beruht auf Untersuchungen an der Stadtmauer im Bereich des Pfrundhauses.[34] Die Rekonstruktion der Schildmauer beim Tor entnahmen wir einer Darstellung von R. Dehm[35], zumindest für das Lindauer Tor ist eine ähnliche Gestaltung anhand einer Zeichnung von Joh. Mayer[36] aus dem Jahre 1674 nachgewiesen.
- Bezüglich Dachformen, Befensterung und auch Ausmasse der älteren Bauphasen ist anzumerken, dass im Interesse einer verständlichen Darstellung teils hypothetische Rekonstruktionen gezeichnet wurden, die Darstellungen sind in diesem Sinne als Rekonstruktionsvarianten zu betrachten.

Die archäologischen Sondierungen

Zwischen Stadtmauer und Wohnbauten bestand eine Freifläche, auf der bis etwa 1960 ein Stall stand. Mit zwei Sondiergräben wurde dieses Areal auf archäologische Strukturen untersucht. Es zeigte sich, dass das Terrain im Zusammenhang mit dem erwähnten Stall derart umgestaltet worden war, dass das Bauniveau zur Stadtmauer verschwunden war. Die Terrainabtiefungen reichten zum Teil bis in die unterste Steinlage der Stadtmauer. Deshalb liessen sich die stratigrafischen Zusammenhänge zwischen der Stadtmauer und den zu untersuchenden Bauten nicht mehr ermitteln. Ebenso fanden wir keine älteren archäologischen Strukturen. Auf eine flächige Untersuchung dieses Areals wurde daraufhin verzichtet. Reste von Brandschuttschichten liessen uns vermuten, dass die Abtiefungen wohl erst nach dem Brand von 1720 erfolgten. Ob bereits früher Ökonomiebauten an dieser Stelle

[34] Carigiet Augustin: Neuere Untersuchungen zu den Stadtmauern von Chur und Maienfeld, in der vorliegenden Publikation.

[35] Wie Anm. 25, S. 127, Die Zeichnung von R. Dehm entstand rund 60 Jahre nach dem Abbruch der Stadttore, teils nach der Erinnerung von Leuten, welche diese noch gesehen hatten.

[36] Wie Anm. 29, S. 13.

standen, wurde nicht eruiert, dürfte aber wahrscheinlich sein. In den Sondierungen konnten wir feststellen, dass unter den zementierten Laufgängen ursprünglich gepflästerte Laufgänge bestanden (Abb. 20).

Die ältesten Bauten (Abb. 17, I)

Zwei Kernbauten, deren Mauerreste chronologisch nicht miteinander in Beziehung zu setzen waren, zeigten sich als Überreste von ältesten Bauten.

1. Im Süden war dies ein Mauerwinkel mit lagerhaftem Mauerwerk und Eckausbildung im Binder-Läufersystem. Mit einer Mauerstärke von ca. 90 cm war das Mauerwerk deutlich stärker als jenes der übrigen Mauern. Gegen Norden endete die Mauer stumpf, gegen Westen dürfte sie abgebrochen worden sein. Mauerstärke und Mauerbild lassen vermuten, dass diese Mauer durchaus burgenzeitlich (vor 1300 n. Chr.) war. Da die Niveaus durch spätere Bauten tiefer gesetzt wurden, konnten keine weiteren Informationen zu diesem Mauerwinkel erfasst werden.

2. Im Norden zeigen wir unmittelbar hinter dem hypothetisch rekonstruierten Doppeltor ein turmartiges Gebäude. Die gezeichnete Form zeigt die Ausbildung dieses Bauteils in der dritten Bauphase:

   - Einer ersten Bauphase gehörten Mauerteile in der Nord-, Ost- und Südwand an. Dabei bildeten Süd- und Ostmauer, eine Süd-Ost-Ecke. Die Nordmauer endete stumpf ca. 110 cm vor der westlichen Flucht der Ostmauer, welche weiter nach Norden verlief. Die dadurch entstandene Öffnung in der Nordmauer könnte als Eingang interpretiert werden. Auffallend ist die Flucht der nach Norden weiterziehenden Ostmauer. Sie entspricht der Lage des inneren Torbogens des «Churertores».[37]
   - In der zweiten Bauphase wurde die Öffnung in der Nordmauer zugemauert. Die Südmauer wurde unterfangen (Niveauabtiefung) und auf den Abbruchkronen (?) wurde aufgemauert, wobei die Mauerkrone horizontal abgestrichen worden war. Die Mauerhöhe in dieser Bauphase betrug ca. 2,80 m. Die horizontal abgestrichene Mauerkrone könnte als Hinweis dafür gelten, dass darauf ein 2. Geschoss in Form eines Holzbaus stand.
   - Die gezeigte dritte Bauphase könnte den Ersatz des postulierten Holzbauteils mit Mauerwerk darstellen.

Wir sehen also gewisse Zusammenhänge zwischen diesem Baukörper und der Stadtmauer, respektive dem Tor in der Stadtmauer. Aus diesem Grund interessiert

[37] Held Fortunat: Unveröffentlichte Vorarbeiten zur Ortsplanung und zu einem Siedlungsinventar, 1974.

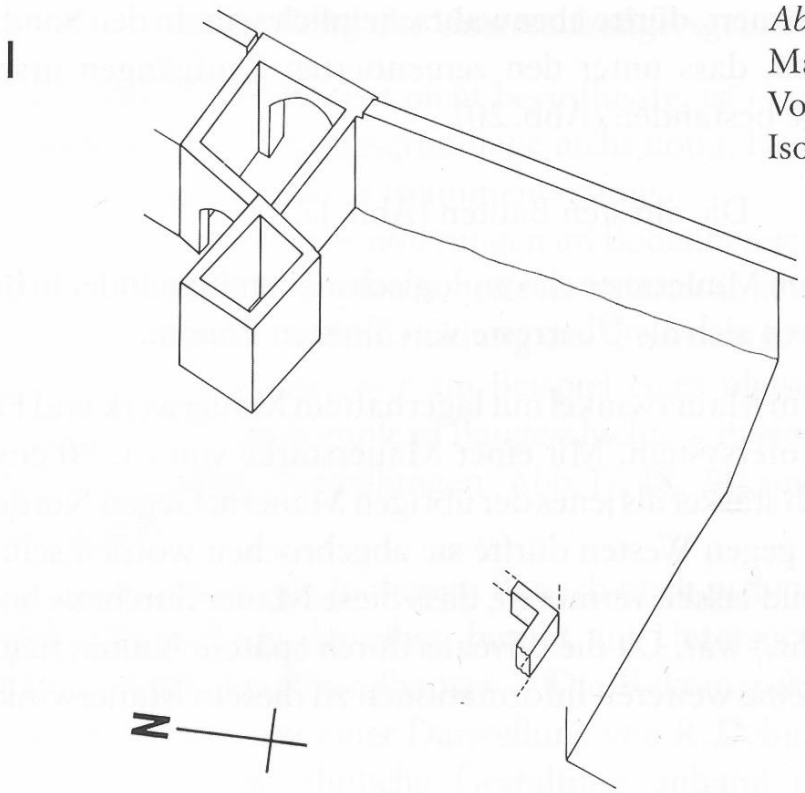


Abb. 17: Maienfeld, Vorderwinkel 83/84; Isometrie I

natürlich eine mögliche zeitliche Zuordnung. Im Mauerwerk der dritten Bauphase konnte in einer Nische in der Ostwand ein stark angekohltes Sturzbrett erfasst werden. Die 52 Jahrringe, welche dieses Fichtenbrett noch aufwies, liessen sich nicht eindeutig in eine Standardkurve einpassen. Nach Rückfragen lieferten die Dendroexperten zwei Daten. Diese entsprechen allerdings nur den bestmöglichen Positionen von weiteren möglichen Positionen. Dabei ist festzuhalten, dass keine Waldkante vorhanden war, die Daten geben also kein mögliches Fälljahr an, sondern sind so zu interpretieren, dass zu diesem Zeitpunkt der Baum noch im Wachstum war. Die Daten lauten *1330* und *1579*. Aus unseren Untersuchungen können wir das jüngere Datum ausschliessen. Eine Datierung der dritten Bauphase in die Mitte oder in die zweite Hälfte des 14. Jhs. dagegen scheint uns nicht unwahrscheinlich. In diesem Fall wären die älteren Bauphasen etwa in den Übergang 13./14. Jh. zu datieren. Hier scheint zumindest im Ansatz angedeutet, was Poeschel bezüglich dem Stadtrecht vermutete.[38]

[38] Wie Anm. 29, S. 12: Zur Frage, wann Maienfeld Stadtrecht erhielt und mögliche Zusammenhänge mit dem alleinigen Auftreten des Namens Maienfeld ab dem 14. Jh.

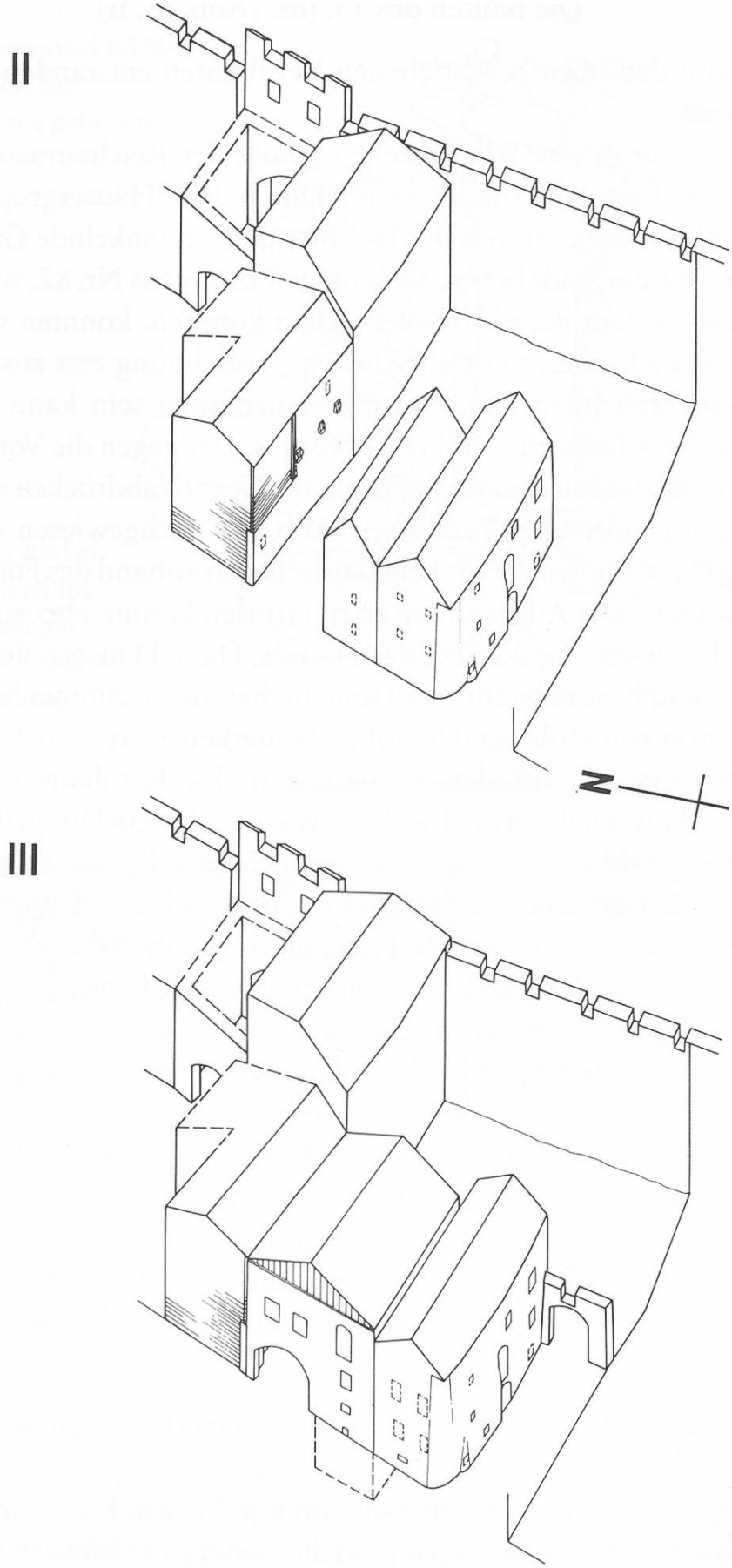


Abb. 18:
Maienfeld, Vorderwinkel 83/84;
Isometrien II und III

Die Bauten des 15. Jhs. (Abb. 18, II)

Ausgehend von den oben beschriebenen Kernbauten entstanden im 15. Jh. zwei Häusergruppen.

Im Norden war es eine Häuserzeile entlang der Reichsstrasse, direkt an die Stadtmauer und Toranlage anschliessend. Durch diese Häusergruppe entstand der «Vordere Winkel», die erste von der Hauptstrasse abwinkelnde Gasse, wenn man durchs Churertor die Stadt betrat. Obwohl wir das Haus Nr. 82, welches direkt an die Stadtmauer gebaut ist, nicht untersuchen konnten, konnten wir nachweisen, dass ein Gebäude in dieser grundrisslichen Ausdehnung erst zusammen mit der westlich davon stehenden Häusergruppe entstanden sein kann. Diese Häusergruppe setzte den «Torturm» (Abb. 17, I) voraus. Der gegen die Vorderwinkelgasse gezeichnete Blockbauteil konnte in Form von Negativabdrücken einer Holzwand und eines dazu gehörenden Vorstosses (Abb. 22) nachgewiesen werden. Dessen Ausdehnung bis an die Vorderwinkelgasse liess sich anhand des Fundamentmauerwerks nachweisen. Die Ausdehnung nach Norden konnte ebensowenig ermittelt werden wie die äussere Gestaltung das Hauses. Diese Häuserzeile scheint in einer einheitlichen Bauphase entstanden zu sein. In diesem Zusammenhang ist natürlich die Kombination von Holz- und Steinbau bemerkenswert.

Im Süden entstand auf den Mauerresten des Kernbaus ein Doppelhaus. Zwischen der Häuserzeile an der Reichsstrasse und diesem Doppelhaus an der Vorderwinkelgasse verblieb eine ca. 5 m breite Freifläche als Zugang zum Areal zwischen den Häusern und der Stadtmauer. Innerhalb des Doppelhauses konnte festgestellt werden, dass das südliche Haus zumindest im Arbeitsablauf älter datiert als der angebaute, nördliche Teil. Obwohl der nördliche Hausteil an die Nordmauer des südlichen Bauteils angebaut worden war (er wies keine eigene Südmauer auf), glauben wir, dass ein Doppelhaus geplant war. Die Trennmauer zeigte nämlich keine einzige Öffnung. Wäre sie freigestanden, so müssten zumindest Fensteröffnungen bestanden haben. Bemerkenswert hierbei ist, dass während den rund 500 Jahren, in welchen diese Mauer bestand, diese nie durchbrochen wurde. Trotz vielfältigen Änderungen an den Gebäuden, wurde also nie eine interne Verbindung ab dem südlichsten Haus zu dem angebauten Hausteil hergestellt. Wir erkannten eine Anzahl von gemeinsamen Merkmalen bei diesen zwei Gebäudegruppen:

- Die Mauertechnik zeichnete sich durch lagerhaftes Aussehen im Mauerbild ab.

  Nun wurde dieses Bild nicht durch die strenge Auswahl von etwa gleich grossen Steinen für einzelne Mauerlagen erreicht, sondern es wurden periodisch Ausgleichslagen geschaffen. Diese waren mit kleinen, plattigen Steinen und einer abgestrichenen Mörtelschicht abgeschlossen. Bei detaillierten Untersuchungen

Abb. 19:
Maienfeld, Vorderwinkel 83/84;
Bauten aus dem 15. Jh.:
Schartenöffnung aus gefasten
Tuffsteinen ▶

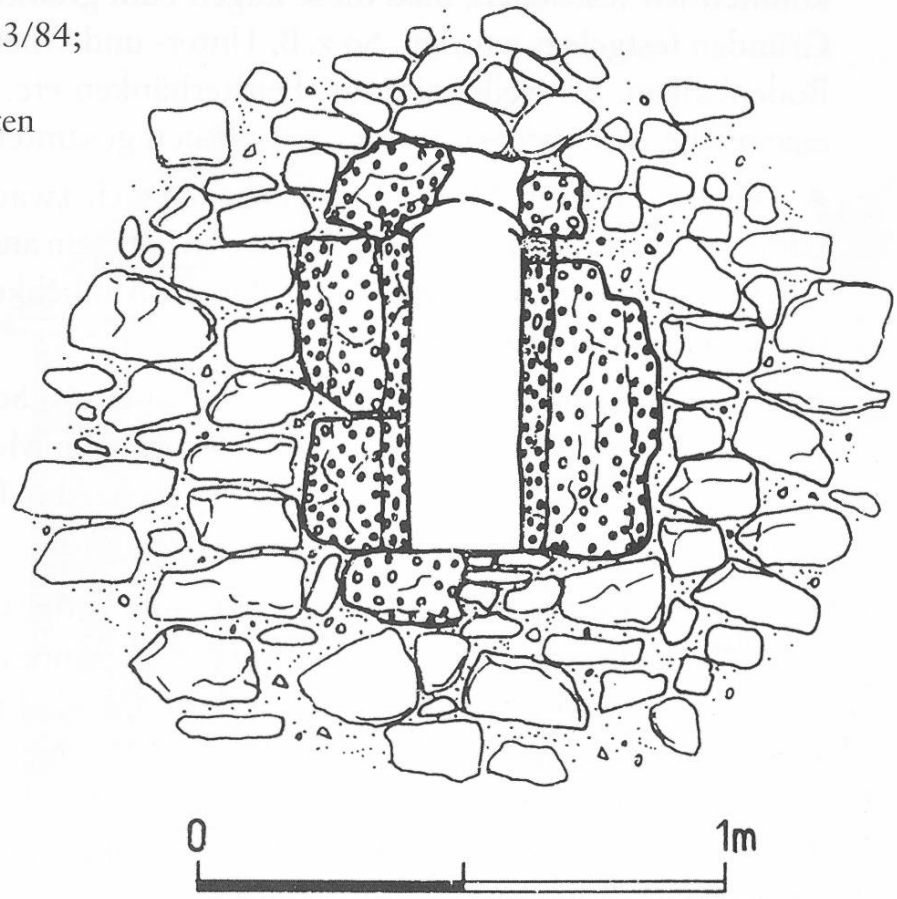


Abb. 20:
Maienfeld, Vorderwinkel
83/84, Sondierungen im
Bereich des ehemaligen
Stalles: Unter den zemen-
tierten Platten sind die
ehemals gepflästerten
Laufgänge zu erkennen
▼

konnten wir feststellen, dass diese Lagen zum grössten Teil aus konstruktiven Gründen festgelegt wurden. So z. B. Unter- und Oberkant von eingemauerten Bodenbalken, Schwellenniveaus, Fensterbänken etc. Es handelt sich also um eigentliche *Arbeitsfugen,* welche jeweils den gesamten Grundriss umfassten.

- Die verwendeten Mörtel unterschieden sich zwar innerhalb der einzelnen Bauten z. T. sehr stark. Im Vergleich zu den Mörteln anderer Bauphasen zeigte es sich jedoch, dass alle Mörtel dieser Bauten Ähnlichkeiten in Farbe, Magerung und Struktur aufwiesen.
- Die Fensteröffnungen waren weitgehend als Scharten ausgebildet. Die lichten Öffnungen zeigten wohl unterschiedliche Masse. Die Ausbildung der Öffnungen waren teils mit gefasten Tuffsteinen (Abb. 19), teils mit unbehauenen Lesesteinen konstruiert.

Alle diese Häuser wiesen drei Geschosse auf: Erdgeschoss und zwei Obergeschosse. Während sich bei der nördlichen Häusergruppe die innere Einteilung nicht ermitteln liess, zeigten die südlichen Häuser folgende Einteilung:

Das südlichste Haus war im Erdgeschoss dreiräumig. Am Ende eines ca. 1,20 m breiten Ganges führten zwei ca. 1,20 m breite, rundbogige Tuffportale zu den seitlichen Räumen. Die oberen Geschosse waren zweiräumig angelegt. Der Zugang zu den oberen Geschossen führte über eine Freitreppe zum 1. Stock; Erdgeschoss und obere Geschosse waren ohne interne Verbindung.

Das angebaute Haus war in allen Geschossen einräumig. Zur Datierung bot sich ein im südlichsten Haus eingemauerter, stark angekohlter Eichenzapfen (Bestandteil einer Türe), welcher 135 Jahrringe aufwies, an. Dessen Fälldatum war mangels Waldkante nicht zu ermitteln. Der jüngste Jahrring stammte aus dem Jahre *1444.*

Nun ist kaum anzunehmen, dass alle Häuser im selben Jahre gebaut wurden. Gerade beim südlichsten Haus liessen sich Befunde, welche nur im Zusammenhang mit einer längeren Bauzeit stehen können, feststellen. So war z. B. der Mörtel einer Mauerlage kaum abgebunden, was allenfalls auf Frostschäden schliessen liess. Eine abgestrichene Mörtellage zeigte starke Brandschäden. Der ganze Ostteil des Hauses musste noch im 15. Jh. ersetzt werden. Nun gab es historische Ereignisse, welche im Zusammenhang mit diesen Befunden gesehen werden könnten. Einmal ist es ein Brand von 1458.[39] Zu diesem könnte ein eingebautes Holz gehören, welches allerdings mit den zwei gleichwertigen Datierungsmöglichkeiten (dendrochronologisch) 1458 und 1473 nicht eindeutig interpretiert werden kann. Ein lokaler Brand[40] kann mangels Lokalisierungsmöglichkeit nicht zwingend mit unseren Bauten in Verbindung gebracht werden, doch zeigen solche Nachrichten die Schwierigkeiten auf, bei nicht enger definierten Daten die Verbindung zu histo-

[39] Wie Anm. 29, S. 13.
[40] Ardüser Hans: Rätische Chronik, Chur 1877 ([2]1973), S. 61.

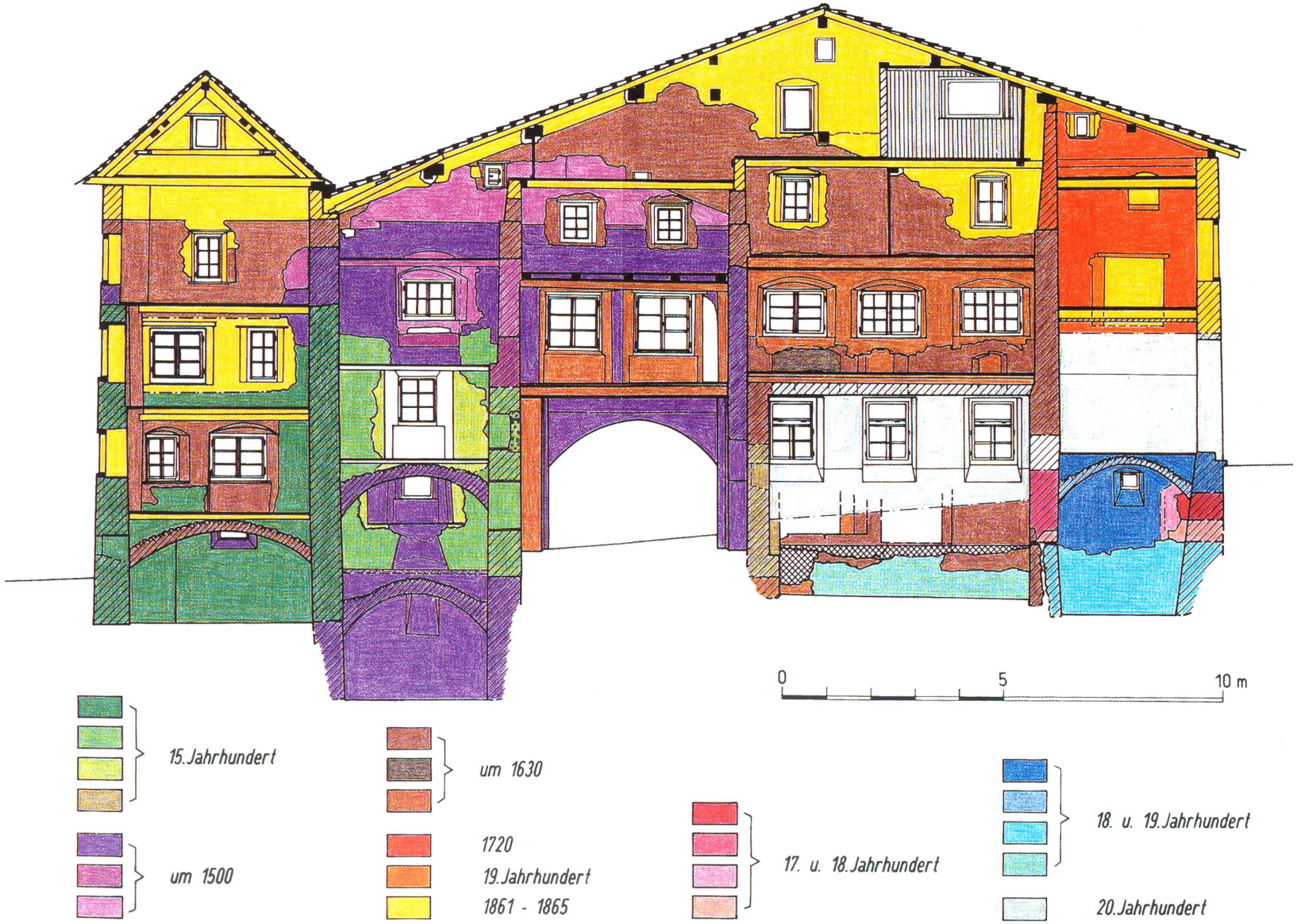


Abb. 21: Maienfeld, Vorderwinkel 83/84; Längsschnitt parallel zur Vorderwinkelgasse, kolorierte Bauphasen

rischen Ereignissen zu fassen. Daneben ist die Erwähnung eines Erdbebens vom 13. Mai 1478[41] möglicherweise in Zusammenhang mit der Erneuerung des Ostteils des südlichsten Hauses zu stellen. Die Datierung der Bauten in die zweite Hälfte des 15. Jhs. unterstreichen auch Funde von Ofenkachelfragmenten (Abb. 23) aus dem Bauschutt der nächstfolgenden Bauphase. Sie deuten die gute Qualität der Ausstattung der Häuser an.

Zum Verständnis der weiteren baulichen Entwicklung erweist sich der Längsschnitt parallel zur Vorderwinkelgasse (Abb. 21) als informativ.

Die Überbauung der Durchfahrt (Abb. 18, III)

Wohl an den Beginn oder in die erste Hälfte des 16. Jhs. ist die Überbauung der Durchfahrt als Erweiterung des angebauten Hausteils der südlichen Häusergruppe zu datieren. Zwar gelang es uns, ein angekohltes Brett, welches dieser Bauphase angehört, datieren zu lassen. Da auch hier keine Waldkante vorhanden war, muss das Baudatum dieser Bauphase jünger sein als das Datum des jüngsten Jahrringes dieses Brettes. Das Datum von *1468* ist also in diesem Zusammenhang nicht als Baudatum zu interpretieren. Die Überbauung der Durchfahrt setzte Eingriffe in Form von Abbrüchen im Bereich der südlichen Häusergruppe voraus. Der an das südlichste Haus angebaute Teil wurde mit der Überbauung der Durchfahrt unter einem gemeinsamen Dachstuhl zusammengefasst. Die Häusergruppe im Norden wurde in dieser Bauphase nur insofern tangiert, als die nach Süden weisenden Öffnungen infolge der Überbauung zugemauert wurden. Die südlichen Häuser wurden einer intensiven Umgestaltung unterzogen. Der Einbau von gewölbten Kellern unter dem angebauten Teil war neben der Überbauung der Durchfahrt die markanteste Änderung. Diese Bauphase zeigt sich auch im Schnittplan (Abb. 21) sehr deutlich. Markant und in auffallendem Kontrast zu den älteren Bauten zeigte sich das Mauerwerk dieser Bauphase. Als Mörtel wurde ein mit sehr grobem Kies gemagerter Kalkmörtel verwendet, der sich deutlich von allen anderen Mörteln unterschied. Auffallend war auch die Auswahl der Mauersteine. Bei diesen handelte es sich vorwiegend um meist nur faustgrosse Flusskiesel. Dagegen wurden zum Bau eines eigenartig grossen Fensters im 2. Stock auch gesägte Tuffsteine verwendet. Die inneren Unterteilungen wurden teils in Kombination von Mauerwerk mit Holzbauelementen erstellt.

Dem Umstand, dass diese Bauphase im Norden gegen ein bestehendes Holzhaus gesetzt wurde, verdanken wir den Nachweis des älteren Strickbaues in der nördlichen Häuserzeile. Das Negativ einer Kreuzverbindung des Strickbaues und einer zugehörigen Strickbauwand erhielten sich im Mauerwerk (Abb. 22).

[41] Jecklin Fritz: Jahrzeitbuch der St. Amanduskirche zu Maienfeld, Chur 1913, S. 78.

Wir zeigen das Giebelfeld noch mit einer Holzverschalung verkleidet. Nach einem eventuellen lokalen Brand dürfte es ausgemauert worden sein.

In den zeitlichen Bereich des 16. Jhs. gehörte auch eine Aufhöhung des Hauses Nr. 82. Ein direkter Zusammenhang mit der Überbauung der Tordurchfahrt bestand aber nicht.

Der Stadtbrand von 1622

Das im 15./16. Jh. gewachsene Quartier wurde in den Bündner Wirren im Jahre 1622 bei der mehrfachen Brandschatzung Maienfelds[42] stark betroffen. Während die gemauerten Bauteile, trotz sehr starken Brandschäden – in Form von abplatzenden Verblendungssteinen, rot bis schwarz verfärbtem, brüchigem Mörtel etc. – als Bauskelett wiederverwendet werden konnten, war es um das Holzhaus wie auch um die hölzernen Einbauten (Böden, Trennwände) geschehen. In diesem Zusammenhang sei nochmals auf Heinrich Gugelberg verwiesen[43], der in der Aufzählung der verbrannten Gebäude erwähnt, dass «seit 30 Jahren alle erneuert, verbessert oder von Grund aufgebaut gewesen», wozu sicher auch die Überbauung der Durchfahrt mit den Erneuerungen im Bereich der südlichen Häusergruppe zu zählen ist.

Die Bauten nach dem Brand von 1622 (Abb. 24, IV)

Im Bereich des ehemaligen Holzhauses entstand wohl schon *1623* ein gemauertes Haus. Dieses orientierte sich offenbar in der Geschosseinteilung noch an den Einteilungen des Holzhauses. Zur Datierung konnten wir ein in einer Fensterleibung eingemauertes Holz (wohl Täferanschlag-Leiste) verwenden. Auch dieses erbrachte aber kein eindeutiges Resultat, doch liess sich aus den angegebenen möglichen Fälljahren *1495* und *1623* anhand der baugeschichtlichen Analyse das ältere Datum eliminieren. So dürfte die Wiederherstellung der Gebäulichkeiten im Jahre nach der Brandschatzung erfolgt sein, sowohl der Neubau an Stelle des Holzhauses, wie auch die Erneuerung der Brandruinen. Betrachten wir die Darstellung (Abb. 24, IV), so fällt auf, dass gegenüber der vorhergehenden Situation auch der Bereich des ehemaligen Holzhauses unter einem gemeinsamen Dach mit den südlichen Bauteilen zusammengefasst wurde. (Nicht zu dieser Bauphase gehört der turmartig hochstehende Bauteil in der Nord-West-Ecke, s. unten). Über die Ausbildung der Bauten im Nordwestbereich zu dieser Zeit können wir keine detaillierten Angaben machen. Durch den Einbau der Metzgerei Möhr Ende der 50er Jahre, wurden Zusammenhänge in diesem Bereich zerstört.

[42] Wie Anm. 29, S. 13 und Anm. 1, S. 118–120.
[43] Wie Anm. 25, S. 118.

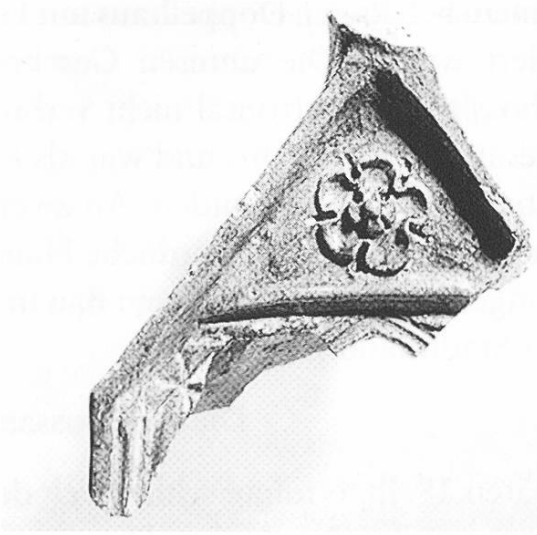


Abb. 23: ▲
Maienfeld, Vorderwinkel 83/84;
Fragment einer Nischenkachel aus der 2. Hälfte des 15. Jhs.

Abb. 22: ◄
Maienfeld, Vorderwinkel 83/84;
Negativabdruck des Vorstosses (Gwettchöpf) einer Strickbauecke in jüngerem Mauerwerk

Der Brand von 1720

Obwohl am Mauerwerk kaum Brandschäden aus diesem Brandereignis festzustellen waren, vor allem wenn man Vergleiche mit den Auswirkungen des Brandes von 1622 betrachtet, sind Bauelemente vorhanden, anhand derer eine Erneuerung nach dem Brand vom 18. Oktober 1720 nachzuweisen ist. Die Aussage, dass «vom ganzen Städtchen weiter nichts als das alte Schloss und dessen nächste Umgebung stehen blieb...»[44], können wir anhand unserer Untersuchungen nicht bestätigen.

Die Erneuerungen nach dem Brand von 1720 (Abb. 24, IV)

Im Nordwesten entstand der turmartig hochstehende, pultdachgedeckte Bauteil über Mauerwerk, welches älter sein muss, aber von uns nicht datiert werden konnte. Die restlichen Bauten erhielten neue Dachstühle. So entstand die Situation

[44] Wie Anm. 25, S. 126.

mit einem behäbigen Doppelhaus mit Hofzufahrt, das von zwei schmalen Häusern flankiert wurde. Die unteren Geschosse waren wegen den unterschiedlichen Geschosshöhen horizontal nicht verbunden. Der Dachstuhl jedoch überspannte das gesamte Doppelhaus und war als kunstvolles Hängewerk konstruiert. Er war grösstenteils noch vorhanden. An zwei Stellen war er wohl durch lokale Brände beschädigt worden. Der nördliche Hausteil besass zu dieser Zeit horizontale Verbindungen mit dem turmartigen Bau im Norden und mit dem Haus Nr. 82 (direkt an der Stadtmauer).

Die Geschossanpassung um 1770

Im späten 18. Jh. erfolgte schliesslich der horizontale Zusammenzug der Bauteile im Haus mit der Durchfahrt. Dieser erfolgte mittels neuer Geschosseinteilung im Hausteil nördlich der Durchfahrt. Dabei entstanden durch Abtiefungen eigentliche Kellerräume, welche aber nicht mit Gewölben versehen waren. Aus dieser Zeit stammte auch die Befensterung im 1. Stock (Abb. 16). Das ganze Haus unter dem grossen Satteldach erhielt nun auch interne Verbindungen. Dafür wurden jene zum turmartigen Bau im Norden und zum Haus an der Stadtmauer aufgehoben.

Die Veränderungen im 19. und 20. Jh. (Abb. 24, V)

Etwa um 1865 fasste man die beiden nördlichen Häuser (Haus mit der Durchfahrt und turmartiger Bau im Norden) unter einem Dach zusammen. Das Pultdach über dem turmartigen Bauteil und die südliche Dachfläche des Hauses mit der Durchfahrt wurden bis zu ihrem Schnittpunkt verlängert. Dadurch entstand ein zusätzliches Dachgeschoss. Das südliche Haus erhöhte man um gut 1 m, und setzte einen neuen Dachstuhl darauf. Aus der ersten Hälfte des 20. Jhs. stammte der Quergiebel zwischen südlichem und nördlichem Haus. Als ca. 1958/1960 die Metzgerei Möhr in das nördliche Haus einzog, richtete man im ehemals turmartigen, nördlichsten Hausteil den Verkaufsladen ein, im Teil nördlich der Durchfahrt fasste man Keller und Erdgeschoss zu einem einzigen Geschoss zusammen (Einbau von Wursterei, Kühlräumen, Räucherkammer). Die Wohnräume wurden teils modernisiert und durch Ausbauten im Dachgeschoss entstanden zusätzliche Schlafzimmer.

Arthur Gredig

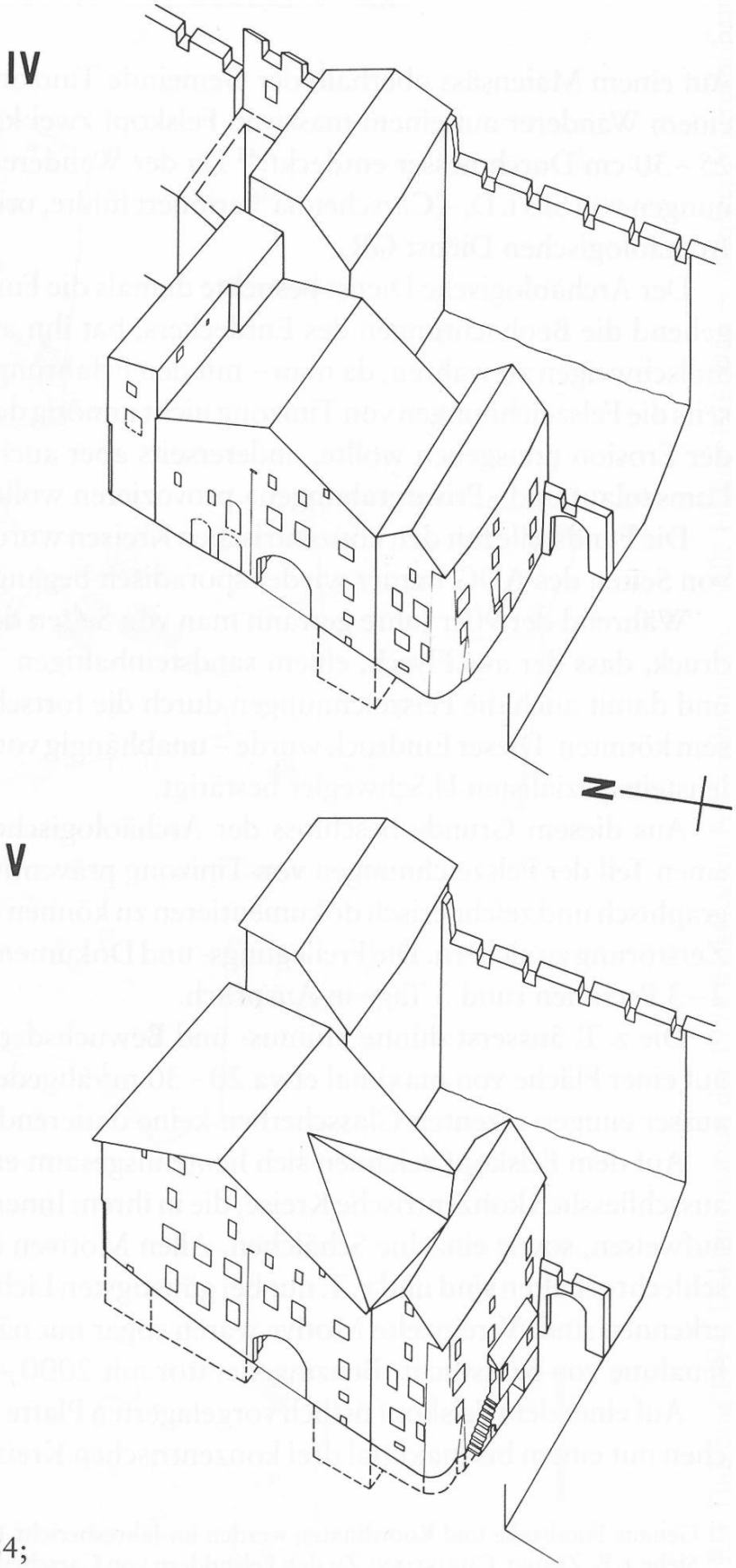


Abb. 24:
Maienfeld, Vorderwinkel 83/84;
Isometrien IV und V

Neue Felszeichnungen von Tinizong

Auf einem Maiensäss oberhalb der Gemeinde Tinizong wurden bereits 1969 von einem Wanderer auf einem massiven Felskopf zwei konzentrische Kreise von ca. 25 – 30 cm Durchmesser entdeckt.[45] Da der Wanderer sich sehr an die Felszeichnungen von Sils i. D. – Carschenna[46] erinnert fühlte, orientierte er unverzüglich den Archäologischen Dienst GR.

Der Archäologische Dienst besuchte damals die Fundstelle und bestätigte weitgehend die Beobachtungen des Entdeckers, bat ihn aber, über seine Entdeckung Stillschweigen zu wahren, da man – mit den Erfahrungen von Carschenna – einerseits die Felszeichnungen von Tinizong nicht unnötig der Witterung und damit auch der Erosion preisgeben wollte, andererseits aber auch nicht einen grossen Publikumszulauf und «Privatgrabungen» provozieren wollte.

Die Fundstelle mit den konzentrischen Kreisen wurde aber im Verlaufe der Jahre von Seiten des ADG immer wieder sporadisch begangen und kontrolliert.

Während der 90er Jahre gewann man von Seiten des ADG zusehends den Eindruck, dass der aus Flysch, einem sandsteinhaltigen Tonschiefer bestehende Fels und damit auch die Felszeichnungen durch die fortschreitende Erosion gefährdet sein könnten. Dieser Eindruck wurde – unabhängig von uns – auch durch den Schalensteinspezialisten U.Schwegler bestätigt.

Aus diesem Grunde beschloss der Archäologische Dienst im Frühjahr 1994, einen Teil der Felszeichnungen von Tinizong präventiv freizulegen, um sie photographisch und zeichnerisch dokumentieren zu können und sie so vor der definitiven Zerstörung zu sichern. Die Freilegungs- und Dokumentationsarbeiten nahmen mit 2 – 3 Personen rund 3 Tage in Anspruch.

Die z. T. äusserst dünne Humus- und Bewuchsdecke (Moos, Flechten) wurde auf einer Fläche von maximal etwa 20 – 30 m^2 abgedeckt. Beim Abdecken kamen ausser einigen rezenten Glasscherben keine datierenden Funde ans Tageslicht.

Auf dem Felskopf zeichnen sich heute insgesamt etwa 90 – 100 Motive ab, fast ausschliesslich konzentrische Kreise, die in ihrem Innern eine kleine zentrale Schale aufweisen, sowie einzelne Schälchen. Allen Motiven ist gemeinsam, dass sie sehr schlecht erhalten sind und z. T. nur bei günstigsten Lichtverhältnissen überhaupt zu erkennen sind. Vereinzelte Motive waren sogar nur nächtlicherweise, unter Zuhilfenahme von Kunstlicht (Benzingenerator mit 2000 – 3000 W) erkennbar.

Auf einer dem Felskopf östlich vorgelagerten Platte sind ca. 33 – 34 kleine Schälchen mit einem bis maximal drei konzentrischen Kreisen von ca. 5 – 20 cm Durch-

[45] Genaue Fundstelle und Koordinaten werden im Jahresbericht 1995 bekanntgegeben.

[46] Siehe z. B. Zindel Christian: Zu den Felsbildern von Carschenna, in: JHGG 1967, S. 3 – 20, spez. S.18. – Siehe auch: Schwegler Urs: Die Schalen- und Zeichensteine der Schweiz. Antiqua 22, Veröffentlichungen SGUF, Basel 1992, z. B. S. 47 – 50 und S. 64 – 69.

Abb. 25: Tinizong 1994; Dokumentation der 1994 freigelegten Felszeichnungen. – Alle Höhen + 1600 m = absolute Meereshöhen

messer vorhanden (Abb. 25). – Vereinzelte dieser Kreise scheinen «gepickt» zu sein, d. h. vermittels eines harten Gerätes (aus Stein, Bronze oder Eisen?) punktuell in den Felsen eingearbeitet zu sein (Abb. 26), wie man dies auch von den Felszeichnungen von Carschenna und von anderen Felszeichnungen her kennt.

Die grössten konzentrischen Kreise befinden sich auf der steil abfallenden Ostflanke des Felskopfes; die Kreise weisen 5 – 6 Ringe und einen Durchmesser bis zu 30 cm auf (Abb. 27).

Auf dem höchsten Punkt des Felskopfes befinden sich wiederum zahlreiche kleine Schälchen mit einem bis maximal drei konzentrischen Kreisen. Auf der nach Süden hin abfallenden Seite sind nur wenige Sujets vorhanden, was einerseits mit einer starken natürlich Erosion des Tonschiefers, andererseits möglicherweise aber auch mit einem künstlichen Abbau des Steines durch den Menschen im letzten Jahrhundert (z. B. Gewinnung von Steinplatten für Stallbedachungen) zusammenhängen könnte. Ein einzelnes Kreismotiv, das z. T. beschädigt ist, bestätigt obige Hypothesen und zeigt auf, dass hier einmal Felszeichnungen vorhanden waren. Auch weiter westlich sind noch durchaus weitere Felszeichnungen zu beobachten, so z. B. wieder konzentrische Kreise, vereinzelte Schälchen und ein Oval mit Kreuzmotiv im Innern, bei dem es sich unter Umständen um ein «jüngeres» Sujet handeln könnte. Die Westpartie des Felskopfes soll in einer späteren Kampagne untersucht werden. Noch weiter westlich ist aber höchstwahrscheinlich nicht mehr mit weiteren Felszeichnungen zu rechnen, da der Fels dort zu stark verwittert oder auch durch menschliche Aktivitäten zerstört ist.

Sporadisch gibt es auf den Felszeichnungen auch andere «Motive», so z. B. zwei durch einen Kanal verbundene Schälchen, ein Rechteck oder Quadrat und zwei parallele Linien, wobei letztere eher durch moderne landwirtschaftliche Maschinen als durch den prähistorischen Menschen in den Felsen «eingraviert» wurden.

Die Datierung der Felszeichnungen von Tinizong gilt vorläufig als nicht gesichert. Doch macht ein Vergleich der konzentrischen Kreismotive von Tinizong mit jenen von Sils – Carschenna[47] und eventuell auch jenen der Val Camonica[48] wahrscheinlich, dass sie in urgeschichtliche Zeit, d. h. ins Neolithikum, die Bronzezeit oder vielleicht noch die Eisenzeit datieren. Die Nähe der Fundstelle von Tinzong zu den bronzezeitlichen Siedlungen von Savognin-Padnal[49] und Savognin-Rudnal[50] lassen gar an einen inneren Zusammenhang zwischen den bronzezeitlichen Siedlungen und den Felszeichnungen denken, was für die Datierung der Felszeichnungen in die Bronzezeit sprechen würde.

Jürg Rageth

[47] z. B. Zindel: Wie Anm. 45, S. 16 – 19. – Schwegler: Wie Anm. 45, S. 64 – 69.
[48] z. B. Anati Emanuele: Evoluzione e stile nell'arte rupestre camuna, Capo di Ponte 1975, S. 36ff.
[49] Rageth Jürg: Die wichtigsten Resultate der Ausgrabungen in der bronzezeitlichen Siedlung auf dem Padnal bei Savognin (Oberhalbstein GR), in: JbSGUF 69, 1986, S. 63 – 103.
[50] Rageth Jürg in: Savognin. Geschichte, Wirtschaft, Gemeinschaft, Savognin 1988, S. 20 – 22.

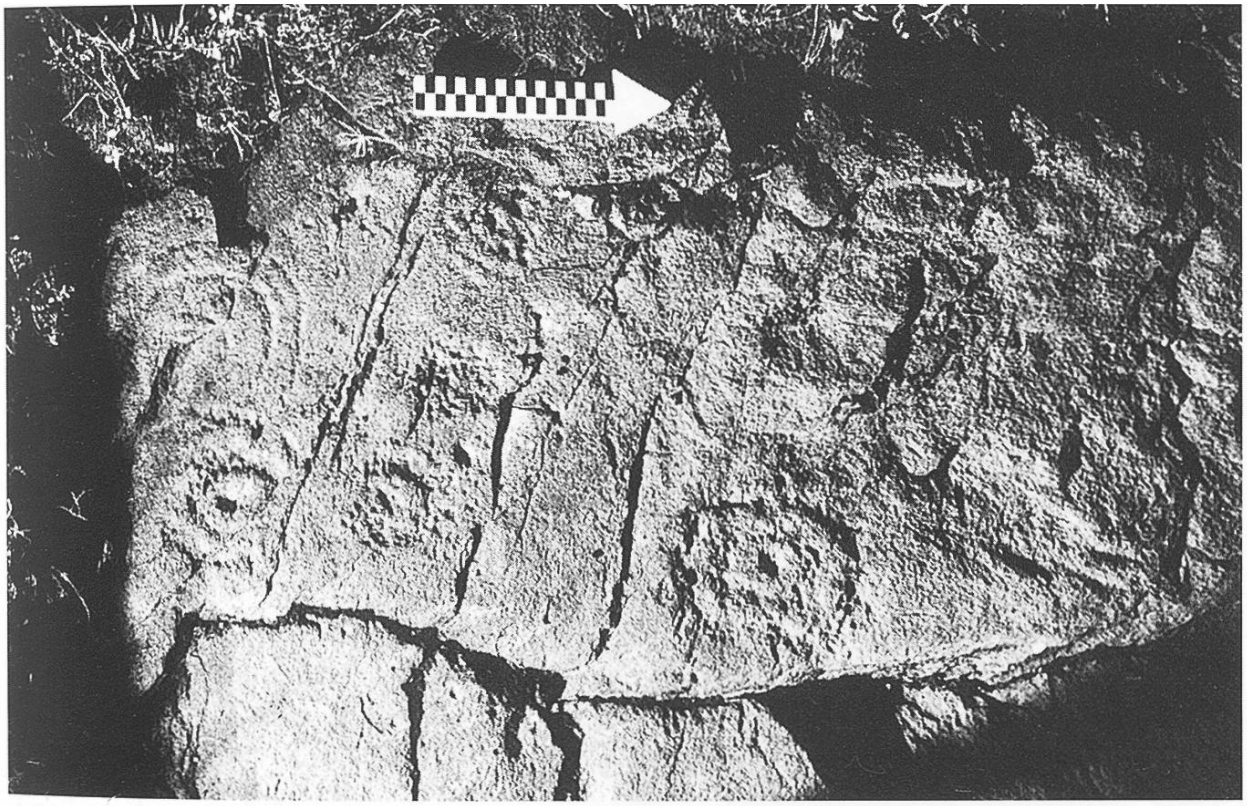


Abb. 26: Tinizong 1994; konzentrische Kreismotive aus der östlich vorgelagerten Felsplatte, z. T. mit deutlichen «Pickspuren»

Abb. 27: Tinizong 1994; konzentrische Kreise aus der Ostflanke des Felskopfes, die während der letzten 25 Jahren und auch länger freilagen

Zillis, Höhle unter Hasenstein

Bericht der Grabungskampagne 1994 – LK Bl. 1235, ca. 753.310/166.360

In einer Höhle unter der Burgruine Hasenstein in Zillis konnte in drei Grabungskampagnen von 1990–1992 ein spätrömischer Kultplatz freigelegt werden.[51] Leider liess sich nicht mit Sicherheit sagen, welche Gottheit in diesem Heiligtum verehrt wurde. Viele Argumente sprechen für einen Kult orientalischer Prägung, z. B. Mithras.[52] Zahlreiche Fragmente eines grün glasierten Ringgefässes mit halbplastischen Appliken und aufgesetzten Schlangenvasen unterstützen diese These. Im weiteren fanden sich in der Höhle eine latènezeitliche und zwei frühmittelalterliche Bestattungen.

Die Gefahr einer Raubgrabung durch «Hobbyarchäologen», welche mit Metallsuchgeräten in der Höhle gesichtet wurden, und die Aussicht, eventuell der Frage nach der Gottheit des Höhlenheiligtums näher zu kommen, bewogen den Archäologischen Dienst zu einer weiteren Grabungskampagne. Archäologisch untersucht wurden ca. 60 m² des steil abfallenden Geländes westlich des 1992 ausgegrabenen Vorplatzes.

Die eigentliche römische Kulturschicht war mit einer mächtigen Kies-Sand-Lehmschicht bedeckt. Diese war am östlichen Grabungsrand ca. 1,5 m stark, und verjüngte sich fächerartig, wie ein Schuttkegel gegen Norden und Westen. Es scheint, dass dieses Material von oben eingebracht worden ist, um die Höhle aufzufüllen. Es wurde wohl über den Felsen heruntergeschüttet und danach kaum verteilt, was die schuttkegelartige Struktur der Schicht erklären könnte.[53] Eigenartigerweise zieht sich dieser Schuttkegel aber ca. 20 m über den Höhleneingang hinaus nach Süden. Die Frage, ob der Kultplatz sich soweit ausdehnte, oder hier noch irgend etwas anderes zugedeckt werden sollte, muss vorläufig noch offen bleiben.

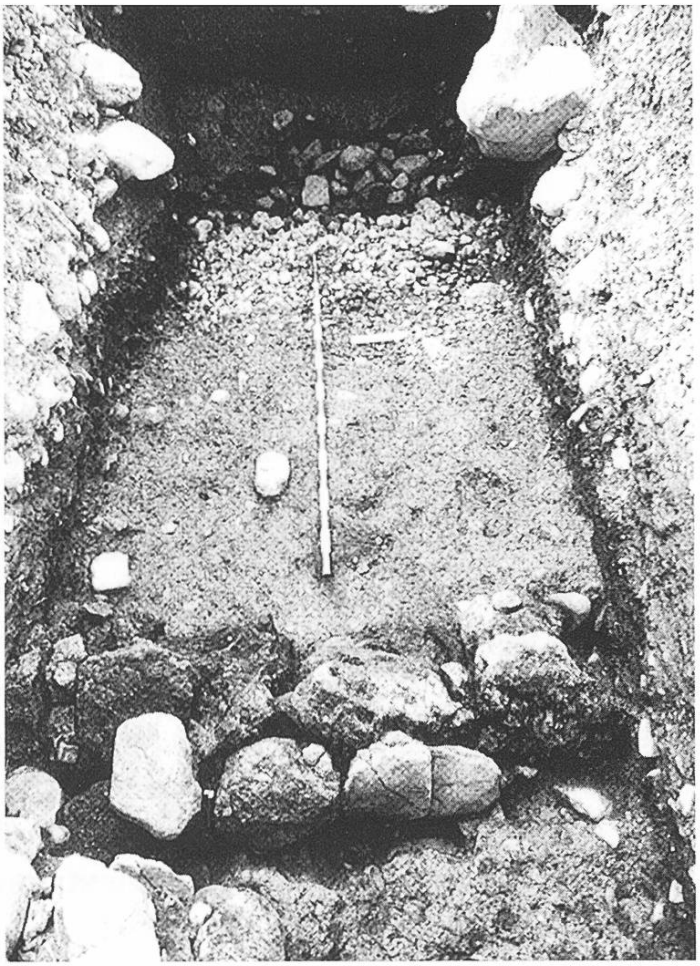
Es zeigte sich, dass die Rheinschotterterrasse, die ca. 5 m unter dem Benützungsniveau der Höhle liegt und heute einige Meter nördlich der Höhle abbricht, sich in spätrömischer Zeit weiter nach Süden erstreckte, und erst in nachrömischer Zeit durch die massive Aufschüttung mit dem ehemaligen Rheinufer zu einem einzigen Hang verschmolz. Die 10–40 cm dicke, schwarze, kohlige Kulturschicht, welche am meisten römisches Fundgut enthielt, muss wohl einerseits als allmählich entstandene Abräumschicht des Feueraltars aus dem Höhleninnern angesprochen werden, enthält andernseits aber auch Funde aus dem Zerstörungshorizont des Höhlenheiligtums (Eisennägel, Mörtel etc.). Stratigrafisch liess sich die Schicht jedoch nicht unterteilen.

[51] Rageth Jürg: Geschichtliche Erkenntnisse aus Schutt und Asche, in: Terra Grischuna 1994, Nr. 3, S. 39–42. – Ders.: Ein spätrömischer Kultplatz in einer Höhle bei Zillis, in: ZAK 51, 1994, Heft 3, S. 141–172.

[52] Rageth Jürg: Ein spätrömischer Kultplatz in einer Höhle bei Zillis, in: ZAK 51, 1994, Heft 3, S. 167.

[53] Wie Anm. 51, S. 167f.

Abb. 28:
Zillis 1994, Höhle unter Hasenstein; Trockenmauer, Ansicht von Osten



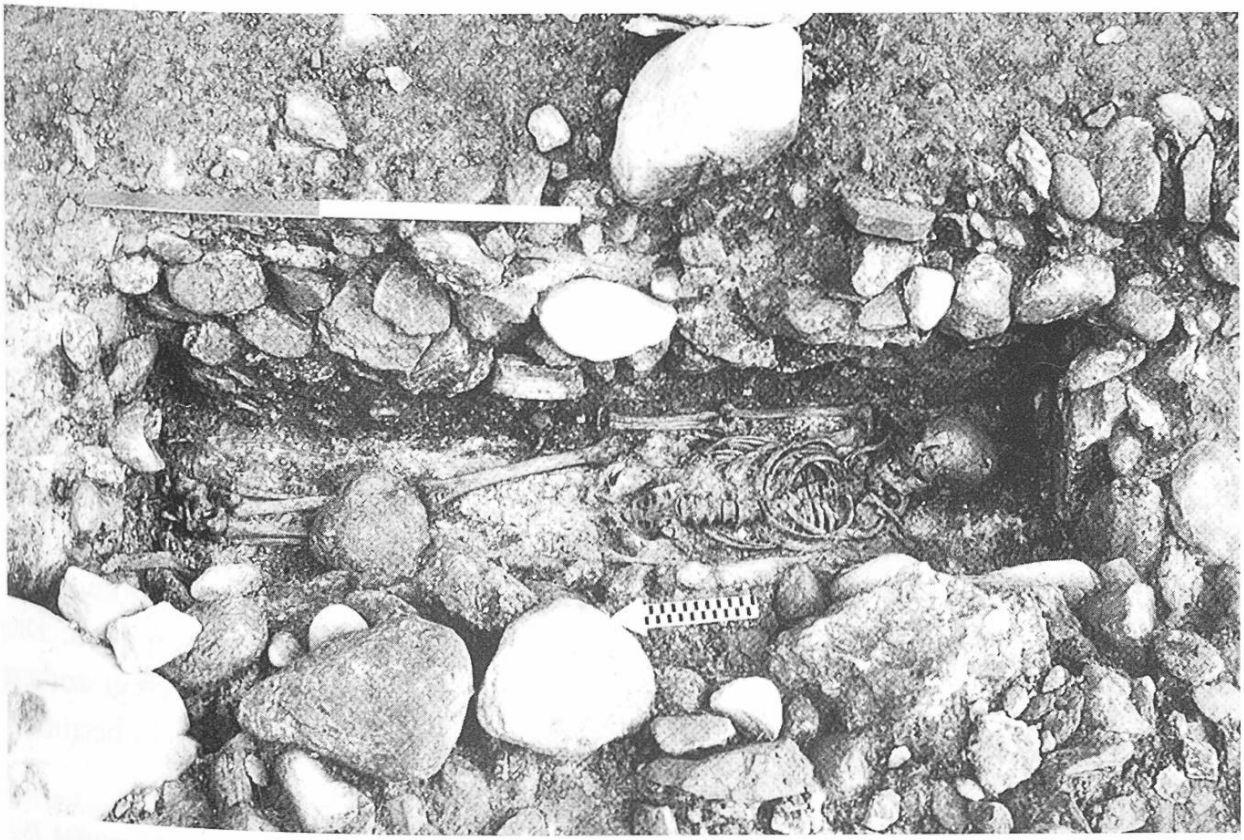


Abb. 29: Zillis 1994, Höhle unter Hasenstein; Grab 6, Ansicht von Norden

Vor dem Höhleneingang, parallel zur Höhlenabschlussmauer[54], im Abstand von ca. 4 m, wurde eine 30–50 cm starke Trockenmauer gefasst (Abb. 28), die partiell stark gestört war, und nur noch einige Steinlagen aufwies. Die Trockenmauer war einhäuptig in eine Mauergrube gesetzt worden. Als Baumaterial dienten Tuffstein und Breccien, die z. T. Mörtelspuren aufwiesen, welche von der Höhlenabschlussmauer stammen könnten. Als Füllmaterial wurde die schwarze, kohlige Schicht verwendet, mit der auch grubenartige Löcher in der Sohle der Mauergrube gefüllt waren. Diese Schicht muss also mindestens teilweise bestanden haben, als die Trockenmauer gebaut wurde. Die Mauerkrone war unregelmässig ausgerissen und mit 5–10 cm der schwarzen, kohligen Schicht überdeckt. Dass die Mauer ursprünglich höher war, und erst nach der Zerstörung durch nachrutschendes Material überdeckt wurde, kann nicht ausgeschlossen werden. Ob es sich bei dieser Trockenmauer um eine Umfassungs- oder reine Terassierungsmauer handelt, oder ob sie nach Abbruch der gemörtelten Mauer deren Funktion als Höhlenabschluss übernahm, kann nur eine zukünftige Grabung beweisen, da sich die Trockenmauer nach Süden und Norden über die Grabungsgrenzen hinaus fortsetzt.

Auf der oben beschriebenen Rheinschotterterrasse, ca. 2,5 m westlich der Trockenmauer, konnten drei Bestattungen (Gräber 4, 5 und 6) freigelegt werden. Alle drei Gräber waren Nord/Süd orientiert und in die Ausräumschicht der Höhle und den anstehenden Grund eingetieft.

Grab 4 war mit einer Steinkiste ausgestattet, wobei die bergseitige Seitenwand und die beiden Schmalseiten aus gut gebautem ca. 50 cm hohem Trockenmauerwerk bestanden, talseits wurden lediglich kleinere Steine in die Grubenwand aus Lehm gedrückt. Die Abdeckung bestand aus grossen Schieferplatten, die mit Erde überdeckt waren, die Sohle der Steinkiste aus ockerfarbenem Lehm. Nach Angabe von Dr. B. Kaufmann vom Anthropologischen Forschungsinstitut Aesch handelt es sich bei der Bestattung um einen etwa 45-jährigen, kräftig gebauten Mann mit einer Körpergrösse von ca. 164 cm.[55] Der Tote wurde mit Blick nach Norden in gestreckter Rückenlage beigesetzt, die Hände auf den Oberschenkeln aufliegend. Der Erhaltungszustand des Skeletts war relativ gut.

Parallel zu Grab 4, im Abstand von einem Meter, befand sich Grab 5, das um 70 cm tiefer lag als Grab 4 und mit einer ca. 80 cm hohen Steinkiste versehen war. Die Abdeckung bestand aus Schieferplatten, die Sohle aus grauem Kies. Von diesem Skelett waren lediglich noch einige Schädelknochen, die Schäfte der Langknochen, sowie im Brust- und Beckenbereich zersetzte Knochensubstanz erhalten. Die Person, die hier beigesetzt wurde, dürfte im Alter von knapp 40 Jahren gestorben sein. Die Körpergrösse betrug ca. 165 cm. Das Geschlecht konnte nicht bestimmt

[54] Wie Anm. 51, S. 145f.

[55] Die Angaben verdanken wir Herrn Dr. Bruno Kaufmann. Vorbericht vom 5. Dezember 1994. Die definitive Bearbeitung des Knochenmaterials steht noch aus.

Abb. 30: Zillis 1994, Höhle unter Hasenstein; spätrömische Münzen der Kaiser Constantinus und Constans, 4. Jahrhundert n. Chr.

werden.[56] Auch dieses Individuum wurde in gestreckter Rückenlage beigesetzt, aber mit Blick nach Süden.

Einen Meter nördlich der Gräber 4 und 5 zeichnete sich Grab 6 (Abb. 29) ab, in bezug auf die anderen Gräber leicht verschoben, aber mit derselben Ausrichtung. Die Konstruktion des Grabbaus unterschied sich von den anderen insofern, als hier kleinere Steine verwendet wurden, die gewölbeartig übereinandergeschichtet waren. Vermutlich wurde ein Holzsarg mit Steinen überdeckt. Vertikal und horizontal verlaufende Holzstrukturen legen diesen Schluss nahe. Die Sohle der Steinkiste bestand aus ockerfarbenem Lehm. Das Skelett war gut erhalten. Bestattet wurde der etwa 40-jährige Mann in gestreckter Rückenlage, mit Blick nach Norden, die Hände auf den Oberschenkeln. Die Körpergrösse betrug ca. 172 cm.[57]

Die Abdeckplatten waren bei allen Gräbern teilweise verstürzt und hatten die Skelette beschädigt. Grabbeigaben konnten keine gefunden werden. Die Grabüberdeckung und Füllung enthielt wohl spätrömisches Fundgut, vorwiegend Keramik und Münzen des 3. und 4. Jahrhunderts. Diese stammen jedoch aus der Höhlen-Ausräumschicht, in welche die Gräber eingetieft wurden. Nach dem stratigrafischen Befund muss Grab 5 älter sein als Grab 4. Eine genaue Datierung der Gräber wird erst nach einer C-14 Analyse möglich sein.

Horizontal verlegte Schieferplatten und Grubenverfärbungen vom selben Charakter wie die Überdeckung der Gräber 4–6 sprechen dafür, dass auf dem Plateau noch mindestens vier weitere Bestattungen liegen. Wegen des einbrechenden Winters konnten diese jedoch nicht mehr geborgen werden.

Die Bearbeitung des Fundmaterials ist noch nicht abgeschlossen. Doch kann jetzt schon gesagt werden, dass es grösstenteils demjenigen der Grabungskampagnen 1990 bis 1992 entspricht.[58]

Alfred Liver

[56] Wie Anm. 54.
[57] Wie Anm. 54.
[58] Wie Anm. 51, S. 152–164.

Chur, Martinsplatz LK 1195 795 690/190 680

1994 konnten drei von insgesamt sechs Ausgrabungsetappen auf dem Martinsplatz abgeschlossen werden. Ursache für die archäologischen Untersuchungen ist der Beschluss der Stadt Chur, den Martinsplatz zu pflästern und teilweise Leitungen zu erneuern.

Generell kann festgestellt werden, dass trotz zahlreichen früheren Störungen sehr viel archäologische Substanz, stellenweise bis dicht unter die bestehende Platzoberfläche, erhalten geblieben ist. Im Westbereich der Martinskirche fanden sich Mauerreste einer hochmittelalterlichen Vorhalle, die einst an das karolingische Gotteshaus angebaut worden war. Weiter zeigte sich, dass grosse Teile des heutigen Platzes im Mittelalter, aber auch nach dem verheerenden Stadtbrand von 1464, mit Wohnhäusern überbaut gewesen war. Erst nach einem weiteren Brand im Jahre 1574 scheint die heutige Ausdehnung des Platzes entstanden zu sein. Daneben liessen sich im Bereich der Martinskirche zahlreiche Bestattungen von insgesamt vier zeitlich verschieden alten Friedhöfen freilegen. Die Untersuchungen zeigten, dass mindestens ein nördlich der Kirche liegender Friedhofsteil auch nach 1464 weiter benutzt wurde. Wahrscheinlich zur Zeit der Reformation wurde aber auch dieser Friedhof aufgehoben.

Im nächsten Jahresbericht werden die Ergebnisse der Untersuchungen aus den Jahren 1994 und 1995 ausführlich vorgestellt. *U. C./M. J.*

Cunter, südlich Haus Camen LK 1236 764 952/163 975, ca. 1195 m ü. M.

Durch Herrn J. Krättli, Riom, wurde dem ADG im Sommer 1994 mitgeteilt, dass anlässlich der Strassenverbreiterungsarbeiten in Cunter, südlich der Post, respektive ca. 25 – 30 m südlich des Hauses Camen, im Strassengraben Schlackenreste zu beobachten seien. Abklärungen an Ort und Stelle ergaben, dass es sich dabei um eine Schlackendeponie von ca. 6 – 7 m Länge und 1–1,50 m Breite handelte, die gegen Westen hin unter die Strasse hinein abzufallen schien. Die Schlackendeponie enthielt viele Eisenschlacken vom Typus der Schmiedeschlacken, aber auch Holzkohlen und diverse Eisenartefakte. Die Deponie lag ca. 1,20 – 1,70 m tief unter dem Strassenniveau.

Beim Befund dürfte es sich um die Überreste, respektive die Abräumschicht einer Schmiede handeln, die wohl östlich der Kantonsstrasse lag. Da die Funde rein archäologisch nicht zu datieren waren, wurde am C-14-Labor des Physikalischen Institutes Bern eine C-14-Analyse (Holzkohle) in Auftrag gegeben. Das Resultat der Analyse lautet: B-6209: 550 +/– 30, cal. one sigma 1402 – 1419 n. Chr. *J. R.*

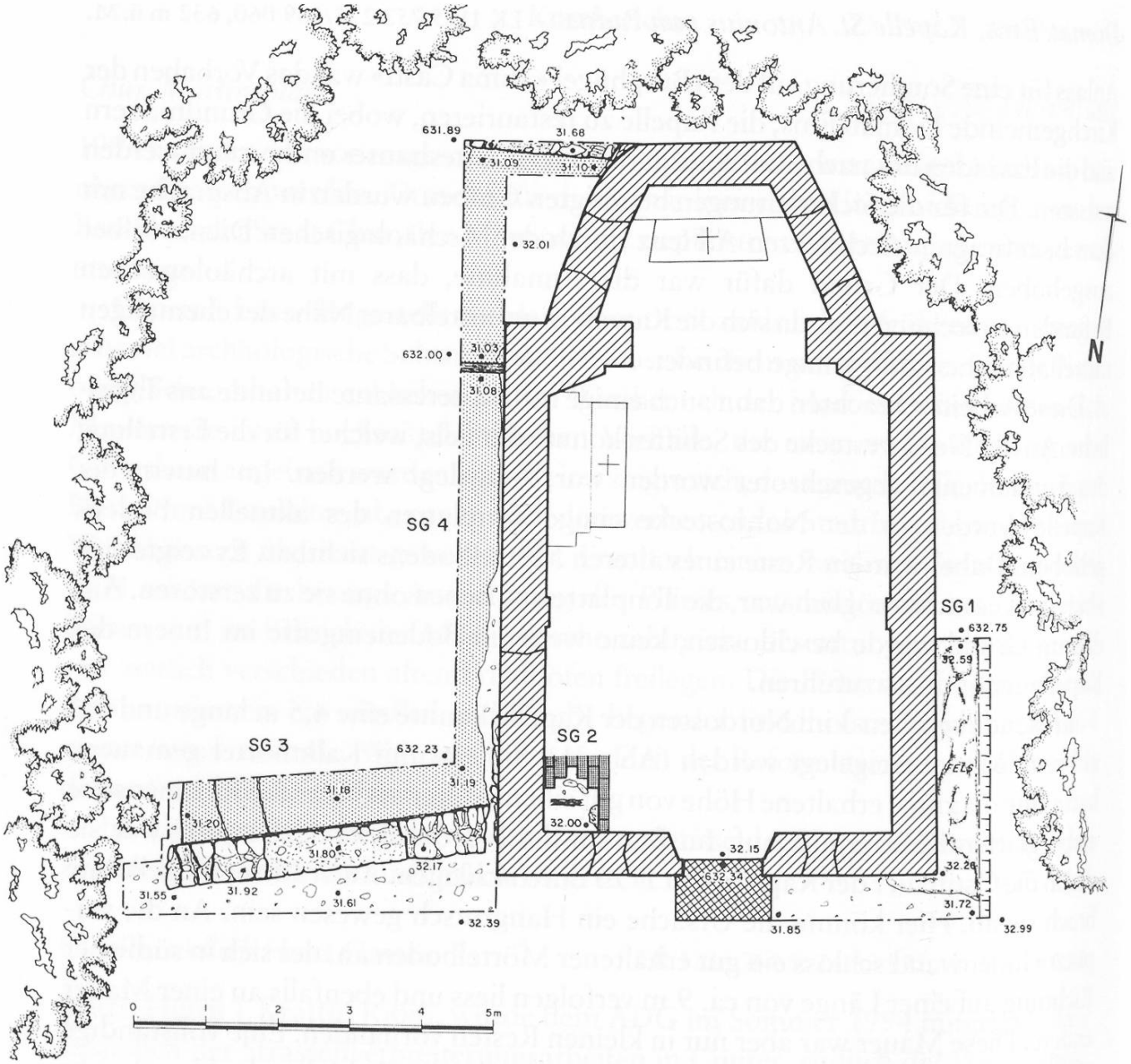
Domat/Ems, Kapelle St. Antonius von Padua LK 1195 753 275/189 060, 632 m ü. M.

Anlass für eine Sondierung auf dem Burghügel «Tuma Casti» war das Vorhaben der Kirchgemeinde Domat/Ems, die Kapelle zu restaurieren, wobei die Grundmauern und die Fassaden des nach Süden ausgerichteten Gotteshauses entfeuchtet werden mussten. Die für die Sickerleitungen benötigten Gräben wurden in Absprache mit dem beauftragten Architekten A.Henz durch den Archäologischen Dienst selber ausgehoben. Der Grund dafür war die Annahme, dass mit archäologischen Befunden zu rechnen war, da sich die Kapelle in unmittelbarer Nähe der ehemaligen mittellaterlichen Burganlage befindet.

Diese Arbeiten brachten dann auch einige recht interessante Befunde ans Tageslicht. An der Nordwestecke des Schiffes konnte der Fels, welcher für die Erstellung des Fundaments abgeschrotet worden war, freigelegt werden. Im Innern der Kapelle wurden in der Nordostecke einige Tonplatten des aktuellen Bodens gehoben. Dabei wurden Reste eines älteren Mörtelbodens sichtbar. Es zeigte sich aber, dass es nicht möglich war, die Tonplatten zu heben ohne sie zu zerstören. Aus diesem Grund wurde beschlossen, keine weiteren Bodeneingriffe im Innern der Kapelle mehr durchzuführen.

Im Sondiergraben 3 im Nordosten der Kapelle konnte eine 4,5 m lange und 0,6 m breite Mauer freigelegt werden (Abb. 31). Sie war mit Kalkmörtel gemauert, hatte eine maximal erhaltene Höhe von gut einem Meter und wies an der Innenseite einen glatten Kalkverputz auf. Im Bereich der Nordostecke der Kapelle war sie durch die Ostmauer der Kapelle von 1725 durchschlagen. Auch an der Hügelkante brach sie ab. Hier könnte die Ursache ein Hangrutsch gewesen sein. An die verputzte Innenwand schloss ein gut erhaltener Mörtelboden an, der sich in südlicher Richtung auf einer Länge von ca. 9 m verfolgen liess und ebenfalls an einer Mauer endete. Diese Mauer war aber nur in kleinen Resten vorhanden. Eine vollständige Freilegung dieser Mauer war aus Sicherheitsgründen (steil abfallender Hang) nicht möglich. Ungefähr auf der Höhe der heutigen Chorschulter konnte im Mörtelboden das Negativ eines Holzbalkens festgestellt werden, der ursprünglich wohl als Bestandteil einer Chorschranke diente. Der Mörtelboden war auf der ganzen Länge von der Ostwand der heutigen Kapelle durchschlagen.

Das spärliche Fundmaterial besteht aus einigen vor allem neuzeitlichen Keramikfragmenten und Tierknochen. Daneben gibt es wenige Hüttenlehmbrocken mit Rutenabdrücken, die auf eine ältere Siedlung auf diesem Hügel hindeuten dürften. Die Befunde machen es wahrscheinlich, dass auf diesem Plateau bereits vor 1725 eine Kapelle stand, von der man bis anhin nichts wusste. Wahrscheinlich stürzte die Ostmauer des auch nach Süden ausgerichteten Vorgängerbaues infolge eines Hangrutsches ein. Nach dem Abbruch der Ruine wurde 1725 die noch heute bestehende Kapelle weiter hangeinwärts neu errichtet. Ohne eine grössere Flächengrabung



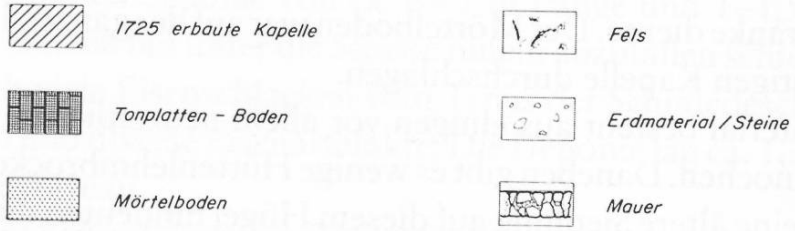


Abb. 31:
Domat/Ems, Kapelle St. Antonius von Padua; Befundplan

lassen sich weder Angaben über die Ausdehnung und Form noch über das Alter dieses in den Schriftquellen nicht erwähnten Gotteshauses machen. *A. D.*

Fläsch, Grafenberg («Mörderburg») LK 1155 757.635/212.630

Zur Dokumentation des aktuellen Zustandes der Ruine Grafenberg, vor der notwendigen Sicherung der Palasmauer, wurden im Rahmen eines Pilotprojektes in Zusammenarbeit mit der GIS-Zentrale Graubünden (Geographisches Informations System im Meliorations- und Vermessungsamt) erste Arbeiten zur zeichnerischen Dokumentation der Maueransichten durchgeführt. Die Maueransichten sollten gezeichnet werden. Um diese Arbeiten nach herkömmlicher Methode durchzuführen, müssten die Fassaden eingerüstet, ein Vermessungsraster an die Wände projiziert und im Massstab 1:20 gezeichnet werden. Um die Möglichkeiten des GIS im Hinblick auf die Kartierung von Fassaden abzuklären, wählten wir einen anderen Weg. Wir fotografierten die Fassaden flächendeckend. Die Fotos wurden mittels Scanner digitalisiert. Anhand von vorgängig gesetzten Messpunkten liessen sich die digitalisierten Fotos derart transformieren, dass sie parallel zu einer idealisierten Ebene entzerrt werden konnten. Aus fünf Aufnahmen wurde daraufhin ein Mosaik in Form eines Rasterbildes erstellt. Dieses verwendete man als Hintergrund einer Zeichnungsebene, auf welcher die einzelnen Elemente (Steinumrisse, Scharten, Ausbrüche etc.) ab dem Bildschirm linear gezeichnet wurden, so dass das Produkt weitgehend dem entsprach, welches bei traditionellen Aufnahmeverfahren resultiert. Zusätzlich zum linearen Plan kann nun ein Ausdruck erzeugt werden, bei welchem die fotografischen Informationen als Orthogonalprojektion im Hintergrund des gezeichneten Plans erscheinen. Der Pilotversuch, bei welchem erst ein Ausschnitt der Fassaden gezeichnet wurde, zeigte sich erfolgreich. Deshalb wird nun die ganze Fassadenkartierung mit dem GIS durchgeführt. Das Projekt wird nach Abschluss der Dokumentationsarbeiten umfassend vorgestellt. Sobald die finanziellen Mittel zur Sanierung der Ruine vorhanden sind, werden die Sicherungsarbeiten an die Hand genommen. *A. G.*

Fläsch, St. Luzisteig, Answiesen LK 1155 757 975/212 830

Von privater Seite erhielten wir die Mitteilung, dass beim Leitungsbau für ein Kampfdorf im Bereich Answiesen in den Grabenprofilen Kohlespuren und Knochenansammlungen beobachtet wurden. Die Reinigung beider Grabenprofile des gut 1m breiten Grabens liess erkennen, dass ein grubenartiger Befund vom Bagger durchtrennt worden war. Im Ostprofil liess sich ein angeschnittenes Keramikgefäss in einer mit Kohle durchsetzten Grube erkennen. Der Befund zeigte sich im Grundriss als brandige Grube von 1,80 × 1 m Grösse, welche rund 1 m unter der Grasnarbe in eine steinig-sandige Schicht eingetieft war und bis in eine lehmige Schicht

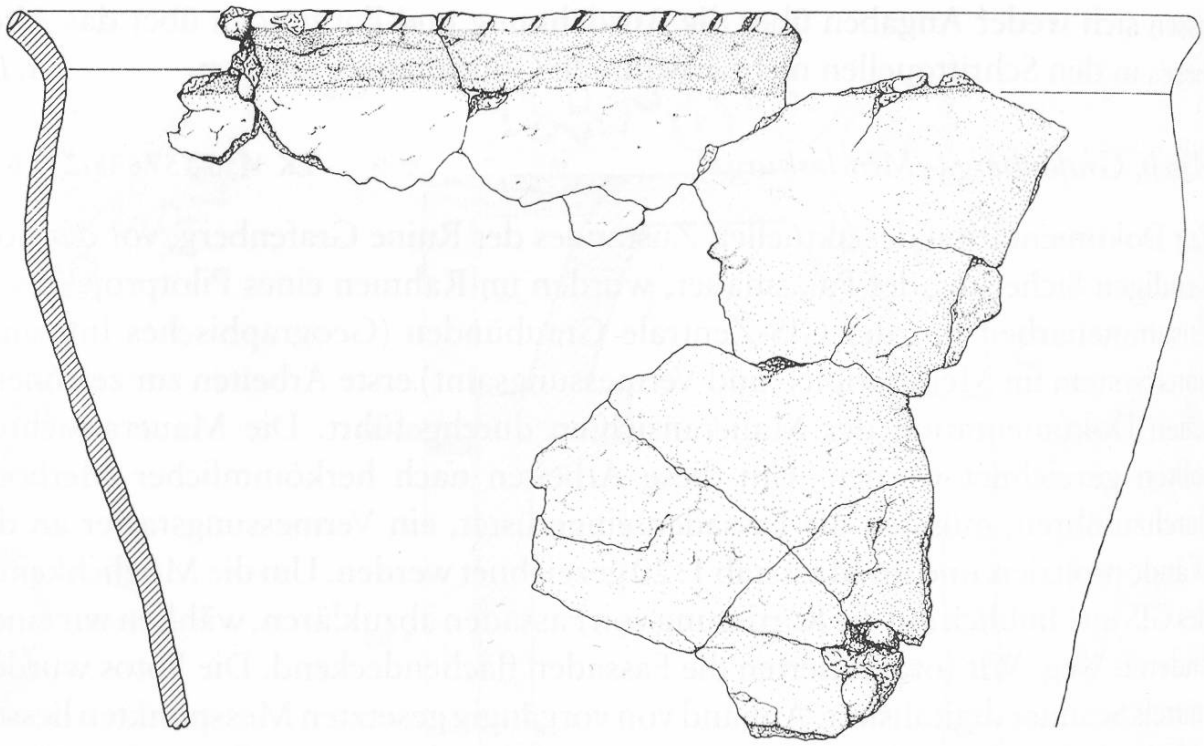


Abb. 32: Fläsch, St. Luzisteig, Answiesen; Keramikgefäss, welches mit dem Rand nach unten in der Grube lag (Mst. 1:4)

reichte. Die brandige Verfüllung der Grube wurde überlagert durch Schichten aus lehmig-humosem, teils Steine beinhaltendem Material, welches in den obersten 30 cm in den fetten Humus der aktuellen Grasnarbe überging. Die Grube wurde im Grundriss freigelegt. Der Bereich mit dem Keramikgefäss wurde daraufhin als Block präpariert und geborgen und im Atelier freigelegt. Der Rest des Befundes wurde an Ort und Stelle ausgegraben. Er erbrachte Keramikfragmente von mindestens fünf Gefässen.

Bei der Freilegung im Atelier zeigte sich ein Keramikgefäss (Abb. 32) von ca 45 cm Durchmesser mit schräg gekerbtem Randmuster auf der abgewinkelten Gefässmündung, welches umgekehrt, also mit dem Rand nach unten in die Grube gesetzt worden war.

Beim Befund dürfte es sich um ein Brandgrab aus der spätbronzezeitlichen Urnenfelderkultur (um 1000 v. Chr.) handeln, womit auf bündnerischem Gebiet erstmals eine derartige Bestattung erfasst worden ist. *A. G.*

Lavin, Gonda, Haus 9 LK 1198 805 290/183 650, ca. 1480 m ü. M.

Im Sommer 1994 wurden für Sicherungsarbeiten an der Ruine durch die Stiftung «Pro Gonda» die Ost- und Teile der Süd- und Nordmauer von Haus 9 freigelegt. Aus zeitlichen und finanziellen Gründen wurde beschlossen, die Mauern nur bis zur festen Bausubstanz freizulegen. Es genügte die Humusschicht und einen Teil des

Abb. 33:
Gonda, Haus 9; Schartenfenster in der Ostmauer, Ansicht von Westen

Versturzmateriales wegzuräumen. Die Kulturschichten waren davon nicht betroffen. Zur Zeitstellung dieses Gebäudes können deshalb auch keine sicheren Aussagen gemacht werden. Eine Datierung ins Spätmittelalter ist aber wahrscheinlich.

Die Nord- und die Südmauer stehen in einem stumpfen Winkel zur Ostmauer, in der sich auch eine Eingangsöffnung befindet. Diese besass offenbar einen Bogen, von dem noch drei Steine des südlichen Ansatzes erhalten sind. Der Eingang besass eine lichte Weite von ca. 1,5 m und führte in das Untergeschoss.

Die Nord- und Ostmauer sind beide zweiphasig. Auf der Höhe der Horizontalfuge befinden sich in der Ostmauer zwei Balkenlöcher, die vermutlich die Höhe des Erdgeschosses angeben. Folglich müsste der Raum unterhalb dieses Befundes bereits zum Kellergeschoss gehören. Direkt unterhalb der beiden Balkenlöcher konnte in der Ostwand ein gut erhaltenes Schartenfenster beobachtet werden (Abb. 33).

Von der freigelegten Nordmauer scheinen nur die östlichsten drei Meter mit Kalkmörtel gemauert worden zu sein. Weiter westlich geschah dies mit Lehm, was möglicherweise mit einem Holzaufbau über diesem Gebäudeteil zu erklären ist.

Im Bereich dieses Bindemittelwechsels zweigt eine vermutlich jüngere Mauerkonstruktion ins Rauminnere ab. Beim aktuellen Grabungsstand ist dieser Befund nicht abschliessend zu deuten. Weiter stösst im Hausinnern eine jüngere Mauer von Westen an die Ostmauer, wohl als spätere Raumeinteilung gedacht. *B. C./U. C.*

Riom-Parsonz, Sot Gasetta LK 1236 764 200–270/164 150–200, ca. 1230–1240 m ü. M.

Im Frühjahr 1994 fanden in Riom-Sot Gasetta in den Parzellen 1154 und 1152 im Zusammenhang mit zwei geplanten Hausbauten archäologische Sondiergrabungen statt (siehe bereits Jahresbericht 1993 ADG, S. 126). Beide Sondierungen verliefen negativ, d. h. ergebnislos. Es macht den Anschein, dass im südlichen Teil von Sot Gasetta, die ca. 100–150 m südlich der römischen Mutatio (Pferdewechselstation) von Riom liegt, mit keinen weiteren römischen Befunden zu rechnen ist. *J. R.*

Scuol/S-charl, Sot Madlain LK 1219 820 960/178 250

Vorgängig der Sicherungsarbeiten durch Lehrlinge des Baumeisterverbandes nahm der Archäologische Dienst den Grundriss und die Wände der Hausruine in Sot Madlain zeichnerisch und photographisch auf. Bis auf gerinfügige Sondierungen zur Feststellung von Türschwellen und Fensteransätzen wurde auf Bodeneingriffe verzichtet. *U. C.*

Tumegl/Tomils, Sogn Murezi LK 1215 753 080/181 060

Durch Zufall hat der Archäologische Dienst Kenntnis davon erhalten, dass auf einer Parzelle in Tumegl/Tomils, die den Flurnamen Sogn Murezi trägt, gebaut werden soll. Nach Rücksprache mit der Kirchgemeinde, die das Grundstück im Baurecht an zwei Privatpersonen abgegeben hat, wurde ein Sondierschnitt durch die betroffene Parzelle angelegt. Dabei konnte die halbrunde Apsis und ein Teil des Kircheschiffes, sowie mehrere Gräber des alten Friedhofes erfasst werden. Bei diesem Bau dürfte es sich um die älteste Kirche von Tumegl/Tomils handeln, die sicher in romanische, wenn nicht sogar in karolingische Zeit zurückreicht.

Für das Frühjahr 1995 ist eine Flächengrabung vorgesehen. *U. C.*

Überwachungen, Begehungen

Cauco, Beinhaus; Chur, Lukmaniergasse 15; Chur, Plessurquai 15; Chur, Regierungsplatz; Chur, Süsswinkelgasse 15; Chur, Untertor; Churwalden, Friedhof; Cunter, Dorf; Duvin, Patanischas; Lumbrein, Surin; Mompé-Tujetsch, St. Niklaus; Poschiavo, Haus Peters; Poschiavo, San Antonio; Rona, Haus 176; St. Martin, Kirche St. Martin; S. Vittore, Novela; Sils i. E., Plan di Mort; Tinizong, St. Blasius; Trun, St. Anna; Tumegl/Tomils, Hof Moos; Untervaz, Heidacker; Zuoz, Turm Haus Nr. 122.

Abkürzungen

ADG	Archäologischer Dienst Graubünden
AiGR	Archäologie in Graubünden, Funde und Befunde, Festschrift zum 25-jährigen Bestehen des Archäologischen Dienstes Graubünden, Chur 1992
BM	Bündner Monatsblatt
JbSGUF	Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte
JHGG	Jahresbericht der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft von Graubünden
KdmGR	Poeschel Erwin: Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden, Bände 1–7, Basel 1937–1948
SGUF	Schweizerische Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte
Stadt AC	Stadtarchiv Chur
StAGR	Staatsarchiv Graubünden, Chur
ZAK	Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte

Abbildungsnachweis

Fotos und Pläne: Archäologischer Dienst Graubünden

Jahresbericht der Kantonalen Denkmalpflege Graubünden

Vorwort des Denkmalpflegers

Der seit langem gehegte Wunsch nach einem Jahresbericht beider «Schwesterämter» Archäologie und Denkmalpflege wurde 1993 erstmals erfüllt. Unsere statistischen Aufstellungen und die Kurzberichte über bestimmte Untersuchungen, Einzelobjekte oder Spezialbereiche können allerdings nur anhand weniger Beispiele Einblick in die Aufgaben unserer täglichen Arbeit geben. Wer sich mit den bloss aufgezählten Forschungs- und Restaurierungsobjekten grundlegender befassen möchte, muss die einzelnen Baudokumentationen lesen, der vorliegende Kurzbericht ist dafür kein Ersatz.

Eine sorgfältige Baudokumentation sollte mit Plan, Zeichnung, Foto und Beschrieb über die einzelnen Massnahmen der Vorbereitung und Durchführung einer Konservierung, Restaurierung, Erneuerung oder eines Umbaus präzise Auskunft geben. Architekt, Restaurator, Bauforscher und Denkmalpfleger, aber auch der Bauherr sind also gehalten, über alle wichtigen Fragen, Entscheidungen und Massnahmen Buch zu führen. Die somit vorliegende Archivdokumentation sollte nach Abschluss der Arbeiten am Baudenkmal in übersichtlicher und verständlicher Form vorliegen. Diese Dokumentation bildet eine wichtige Grundlage für alle künftigen Massnahmen, nämlich für den einfachen Unterhalt sowie für die Instandhaltung und für kommende Restaurierungen.

Gerade in Zeiten, wo die Mittel für die Denkmalpflege knapp sind, müssen wir auf dieser Dokumentationsarbeit beharren.

- Ohne präzise Planaufnahmen sind bei historischen Bauten keine substanzschonenden Nutzungskonzepte zu erarbeiten.
- Ohne professionelle Fotodokumentation wird man den Zustand vor der Restaurierung nie mehr belegen können.
- Ohne massgerechte Aufnahmepläne sind statische Sicherungen gar nicht denkbar.

Bei der Arbeit der Archäologen ist es zum Allgemeingut geworden, dass die Dokumentation ein wesentlicher, unverzichtbarer Teil ihrer wissenschaftlichen Arbeit darstellt. Im Bereich der Denkmalpflege wird Dokumentationsarbeit leider auch heute noch als Luxus empfunden, den man sich auch ersparen könnte. Die Subventionen der Denkmalpflege müssen daher künftig verstärkt für die *Grundlagenbeschaffung* einer Konservierung oder Restaurierung und wohl weniger für die Unterstützung der Ausführungsarbeiten aufgewendet werden.

Die im Zeitraum von sieben Jahren (1989–1995) erarbeiteten Grundlagen für die Konservierung der romanischen Deckenmalerei der Kirche St. Martin in Zillis bestärken uns im Wissen, erst nach umfassender Vorbereitung Massnahmen am Original anwenden zu dürfen. Der ausserordentliche Einsatz für diese Grundlagenbeschaffung in Zillis von 1,6 Mio. Franken wird eine seltene Ausnahme bleiben. Aber auch bei Restaurierungen ganz bescheidener Profanbauten ist ein Mindestmass an Plan- und Fotounterlagen unverzichtbar, denn nur wer das Objekt kennen und damit schätzen gelernt hat, wird sich auch verständnisvoll seiner Instandstellung annehmen.

Nirgends im Baubetrieb lassen sich so hohe Kosten einsparen, wie durch eine präzise Vorbereitung. «Unvorhergesehenes» lässt sich beim Umgang mit historischen Bauten durch umfassende Abklärungen fast immer vermeiden. Damit sind die für den Projektierungskredit einer Restaurierung aufgewendeten Beträge immer gespartes Geld bei der Ausführung.

Hans Rutishauser

Überblick über die Tätigkeiten der Kantonalen Denkmalpflege Graubünden im Jahre 1994

Grundlagen

Im Buch Entwurf Schweiz schaut Urs Frauchiger auf «wuchernde und planlose Ortschaften und sieht darin sorgsam gepflegte Denkmäler, jede Türfalle, jedes Fensterkreuz liebevoll restauriert, Inseln der Vergangenheit». Damit will der Autor zur kulturellen Rauflust anstiften. Er vertieft zugleich das Missverständnis, wer eine richtig restaurierte Barockkirche liebe, müsse der Moderne ab- oder entsagen. Dies ist ebenso falsch wie die Annahme, nachahmendes oder angepasstes Bauen sei ein Kulturkissen zwischen der Vergangenheit und der kommenden Generation. Die Aufgabe ist so leicht nicht.

Das modische Wort Deregulierung ist in der Denkmalpflege auf wenig Widerstand gestossen. Der Umgang mit historischen Bauten setzt das deregulierte Denken nahezu voraus. Keine Aufgabe kann mit dem Handbuch gelöst werden, die Regel stellt sich erst durch die Auseinandersetzung mit dem Objekt und mit seinem Umfeld ein.

Die Informationsbasis über die historische Baukultur in den Dörfern und vor allem in gestreuter Lage in der Landschaft ist im denkmalpflegerischen Alltag immer noch zu schmal, um die Anfragen und Vernehmlassungen des Amtes fachkundig beantworten zu können. In den Krisenzeiten unseres Jahrhunderts wurden die wichtigsten topografischen Werke zur bündnerischen Baukultur geschrieben, die gegenwärtige Krise ist uns in diesem Sinne ein Ansporn.

Die missliche Lage der Bundesfinanzen schwächt die Subsidiarität des Bundes immer mehr. Die inzwischen erstellte Prioritätenordnung hat den Schuldenhügel samt Abbauplan definiert. Der Erfolg kann jedoch nur mit mehr Finanzmitteln oder mit einer Änderung der Einstufungsskala des Bundes erzielt werden. Der Verzicht auf die Einstufungen lokal, regional und national hat jedoch nicht einmal Eingang in die Revisionsvorschläge des Bundesgesetzes über den Natur- und Heimatschutz gefunden.

Tätigkeiten des Amtes

Die Mitarbeiter der Denkmalpflege sind in drei Hauptbereichen tätig: in der technischen und architektonischen *Bauberatung* (Thomas F. Meyer, Peter Mattli, als Praktikantin Albina Cereghetti), in der *Bauforschung* und *Baudokumentation* (Augustin Carigiet und Lieven Dobbelaere) und in der raumplanerischen *Siedlungspflege* samt *Inventarisation* (unter Leitung des Adjunkten Diego Giovanoli, teilzeitlich Marc A. Nay und Ladina Ribi). Zur täglichen Arbeit gehören darüber hinaus die Bearbeitung von Vernehmlassungen, die Beantwortung von Anfragen und die Ausfertigung der Beitrags- und Unterschutzstellungsanträge zuhanden der Regierung, des Erziehungs-, Kultur- und Umweltschutzdepartementes und der Bundesstellen für Denkmalpflege, Heimatschutz und Kulturgüterschutz. Im administrativen Bereich arbeiten die Sekretärin Silvia Mugwyler, die Verwaltungsassitentin Anny Disch und die Lehrtochter Alexandra Baumann.

Bauberatung und Baustellenbegleitung

Untersuchungen und Notsicherungen an der Kirchendecke von Zillis

An der romanischen Decke von Zillis waren wir gezwungen, mitten im laufenden Grundlagenbeschaffungs-Programm für eine künftige Restaurierung, eine Notsicherungskampagne durchzuführen. An mehr als 60 Tafeln wurden sich lösende Farbpartikel durch den Restaurator zurückgeklebt.

Notmassnahmen für die Kathedrale von Chur

Die Kathedrale von Chur beeindruckt durch ihre wertvolle Ausstattung vom Hochmittelalter bis zum Spätbarock. Das ungünstige Raumklima (Warmluftheizung) hat Schäden am Hochaltar, am spätgotischen Sakramentshaus aus Sandstein, an den romanischen Steinplastiken aus Kalkstein und an den Wandmalereien verursacht. Notmassnahmen zur Dämpfung der Klimaschwankungen (Anpassung des Heizsystems, periodische Kontrollen und Sicherungen und permanente Klimamessungen) sind unerlässliche Aufgaben aller Verantwortlichen.

Spätantike Grabkirche St. Stephan: Konservierung und Sanierung des Schutzbaus

Die spätantike Grabkirche St. Stephan in Chur wurde zwischen 1955 und 1970 ausgegraben, archäologisch erforscht und mit einem Schutzbau versehen. Die Kantonale Denkmalpflege hat zur Erhaltung und zur Dokumentation dieses Denkmals von nationaler Bedeutung ein dreiteiliges Konzept entworfen: Sanierung des Schutzbaus; Konservierung der Putz- und Mosaikfragmente; Vorschläge für eine Dokumentation der Anlage im Vorraum. Nächstes Ziel ist die Erarbeitung eines Umbauprojektes.

Konservierungsmassnahmen an der Burg Splügen

Die Burg Splügen ist die Ruine eines wehrhaften Palas mit Hof. Sie liegt auf einer Felskuppe östlich des Dorfes. Zwischen Burg und Bergflanke, wo der historische Weg durchführte, sind Spuren einer Letzimauer sichtbar. Der rechteckige Palas wurde schon 1992 untersucht und dokumentiert. 1993 wurden die Mauerkronen gefestigt und das Mauerwerk zum Teil neu ausgefugt. Aus Kostengründen musste die Sicherung der Zwingermauern zurückgestellt werden. Mit Unterstützung der Gemeinde Splügen konnten auch diese Arbeiten 1994 fertiggestellt werden, dank einem siebenwöchigen Natursteinmauerkurs für Maurerlehrlinge.

Wiederaufbau des Speichers aus Zerfreila beim Gandahus in Vals

Das seit 1945 als Heimatmuseum genutzte «Gandahus» aus dem 16. Jh. wurde letztes Jahr einer Gesamtsicherung und Konservierung unterzogen. Daraufhin konnte die Ausstellung 1994 wieder eingerichtet werden. Gleichzeitig wurde das alte «Stubaspicherli» von Zerfreila, das schon 1956 beim Kraftwerkbau dem Stausee weichen musste, wiederaufgebaut. Im ehemaligen Vorratsspeicher sollen gewisse Exponate der Sammlung Platz finden.

Verzeichnis der abgeschlossenen Baubegleitungen

Gesamtrestaurierungen

Sakralbauten: Bonaduz, Kapelle St. Magnus; Castaneda, Wegkapelle (Cappella alla croce); Casti, Kirche; Disentis/Mustèr-Segnas, Kapelle St. Sebastian und Rochus; Donath, Evang. Kirche; Lantsch/Lenz, alte Pfarrkirche St. Maria; Pigniu, Beinhaus; Poschiavo-Li Curt, Kirche S. Annunziata; Rossa, Kapelle San Carlo; Selma, Kapelle Sant'Antonio da Padova; Trun, Kapelle St. Anna; Vrin, Kapelle St. Giusep; Zizers, Kath. Pfarrkirche St. Peter und Paul.

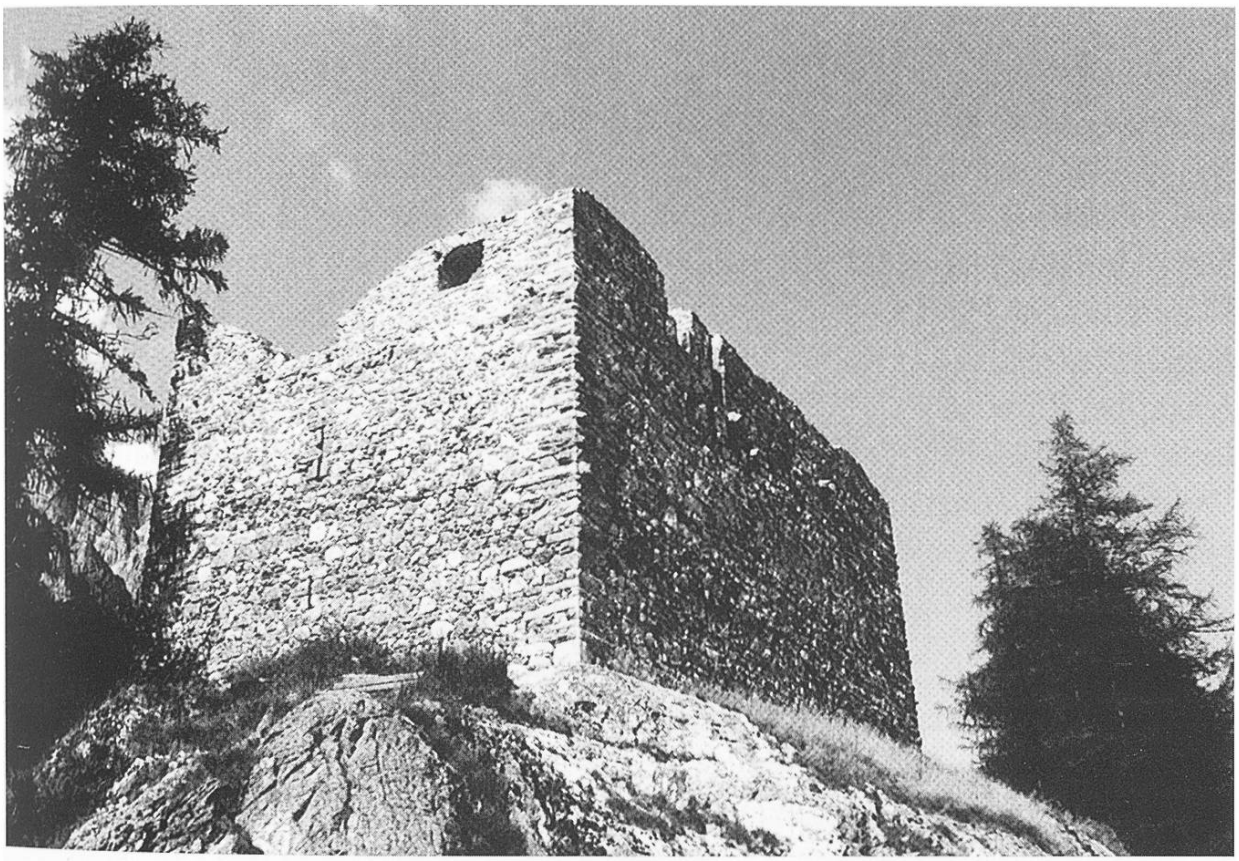


Abb. 1: Splügen: Palas nach der Konservierung

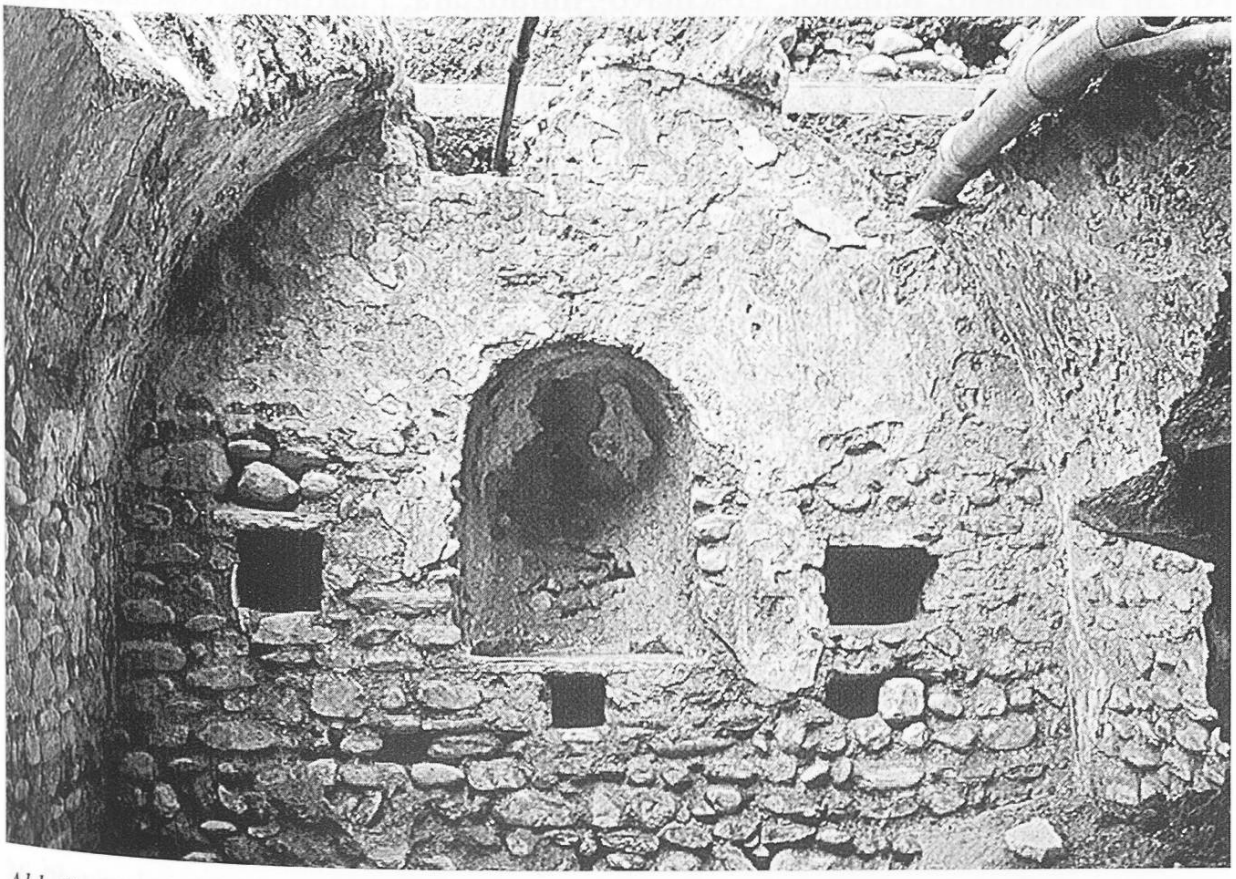


Abb. 2: Chur: Grabkirche St. Stephan, Untergeschoss, Blick zur östlichen Schildwand mit Apsidiole vor der Erstellung des Schutzbaus

Profanbauten: Almens, Häusergruppe Bundi Nr. 65–67; Arvigo-Landarenca, Wohnhaus Nr. 39; Bergün/Bravuogn, Wohnhaus Frei Nr. 24; Braggio, ehemaliges Schul- und Pfarrhaus; Buseno, Wohnhaus Nr. 41, vormals Pfarrhaus; Cama, Burg Norantola, Schlussetappe; Castaneda-Nadro, Wohnturm Nr. 137A; Conters, Pfrundhaus Nr. 51; Filisur, Wohnhaus Ambühl Nr. 20/20A; Klosters, Maiensässhütte und Stall Nr. 951; Langwies-Strassberg, Altes Schulhaus Nr. 374; Lohn, Wohnhaus Nr. 28; Malans, Wohnhaus Nr. 68 (Grass); Paspels, Schlössli Sins, Ostflügel; Pontresina, Burgruine Spaniolenturm, Konservierung; Poschiavo, Alpe Ur, 1. Etappe; Ramosch-Vnà, Wohnhaus Maier Nr. 205; Rodels, Haus Jecklin Nr. 25; Saas, Aquasanadenkmal; Scuol – S-charl, Schmelzra, Verwaltungsgebäude; Sent, Wohnhaus Rüdlinger Nr. 70; Sent, Wohnhaus Jann Nr. 176; Sils i. E., Chesa Fonio Nr. 76; Soazza, Wohnhaus Nr. 87, ehemalige Mühle; Vals, Spicher beim Gandahus.

Aussenrestaurierungen

Sakralbauten: Ilanz, Kath. Pfarrkirche; Rossa-Augio, Pfarrkirche SS. Giuseppe e Antonio da Padova; Silvaplana, Evang. Kirche; Tartar, Evang. Kirche; Vaz/Obervaz, Kath. Kirche St. Luzius.

Profanbauten: Ardez, Bos-cha, Wohnhaus Claglüna; Guarda, Wohnhaus Bickel, Nr. 26; Maienfeld, Bahnhof; Poschiavo-Annunziata, Pfarrhaus; Poschiavo-Privilasco, Wohnhaus Crameri, Nr. 416; Rossa-Augio, Wohnhaus Nr. 41; Samedan, Wohnhaus Defilla, Nr. 44A; Susch, Wohnhaus Meili, Nr. 81; Valchava, Wohnhaus Conradin, Nr. 46; Vicosoprano-Casaccia, Wohnhaus Nr. 1.

Innenrestaurierungen

Sakralbauten: Tinizong, Pfarrkirche St. Blasius, Innenraum und Hochaltar.
Profanbauten: S-chanf, Wohnhaus John, Nr. 133; Zernez, Schloss Planta-Wildenberg.

Teilrestaurierungen

Sakralbauten: Cama, Pfarrkirche San Maurizio, Turm; Churwalden, Friedhofmauer; Flerden, Evang. Kirche und Friedhofmauer; Haldenstein, Evang. Kirche, Orgel; Klosters, Evang. Kirche, Barockorgel aus dem Heimatmuseum Nutli-Hüschi; Poschiavo, Kapelle San Antonio Abate, Chorbereich; Rhäzüns, Kirche Sogn Gieri, Flügelaltar und Sicherungsmassnahmen; Tujetsch-Sedrun, Georgsbild am Turm der Kirche St. Vigilius; Tschierv, Evang. Kirche, Vorplatz und Friedhofmauer; Zillis, Evang. Kirche St. Martin, romanische Bilderdecke, 3. und 4. Etappe.

Profanbauten: Bergün/Bravuogn, Museum Nr. 113; Bondo, Wohnhaus Schilling, Nr. 140; Chur, Kleiner Türligarten, Bodmerstrasse 2, Wiederherstellung und Neu-

Abb. 3: Vals: Wiederaufgebauter Speicher beim Heimatmuseum «Gandahus»

gestaltung des Gartens; Chur, Möhr'sches Haus 1/54; Ftan, Wohnhaus Stuppan, Nr. 37; Haldenstein, Schloss Haldenstein, 3. Etappe; Jenins, Unterdorfbrunnen; Langwies-Strassberg, «Butterhäuschen»; Müstair, Wohnhaus Prevost, Nr. 25; Müstair, Wohnhaus Nr. 37; Pontresina, Hotel Kronenhof, 3. Etappe, Hoffassade Bellavistatrakt und Eingangshalle; Poschiavo, Wohnhaus Lanfranchi, Nr. 116; Safien-Z'Hinderscht, Wohnhaus Nr. 366; Splügen, Burg, Restaurierung des Berings; Splügen, Stall Nr. 55, Dachsanierung; Sta. Maria i. C., Stall Nr. 463, «Stockel»; Stampa, Wohnhaus Zanetti, Nr. 138; Zernez-Crastatscha Suot, Bahnwärterhäuschen Nr. 292 C.

Weiter wurden Strassenpflästerungen in Donath, Guarda und Sent, die Ausgrabung des Hauses Nr. 9 in Lavin-Gonda und der Einbau der Brandmeldeanlage im Schloss Tarasp (1. Etappe) begleitet.

Unterschutzstellungen

Im Sinne des Art. 15 der Verordnung über den Natur- und Heimatschutz vom 26. November 1946 wurden folgende Baudenkmäler unter kantonalen Denkmalschutz gestellt:

Sakralbauten: Bivio, Kath. Pfarrkirche St. Gallus; Disentis/Mustér-Segnas, Kapelle St. Sebastian und Rochus; Donath, Evang. Kirche; Flond, Evang. Kirche; Fuldera, Evang. Kirche; Furna, Evang. Kirche; Lantsch/Lenz, alte Pfarrkirche St. Maria; Sumvitg-Rabius/Runs, Kapelle S. Clau; St. Martin-Traversasch, Kapelle St. Antoni; Sumvitg-Laus, Kapelle St. Laurentius und Sebastian.

Profanbauten: Arosa, Hausorgel im Heimatmuseum; Avers-Pürt, Wohnhaus Nr. 90; Bergün/Bravuogn, Doppelwohnhaus Nr. 80/81; Cauco-Bodio, Wohnhaus Nr. 14; Castaneda, Wohnhaus Nr. 1; Chur, Haus zum Meerhafen, Hegislatz 4; Cumbel-Valgronda, Wohnhaus Nr. 137; Fanas, Wohnhaus Nr. 69; Filisur, Wohnhaus Nr. 84; Grono, Wohnhaus Nr. 24; Grono, Pfarrhaus Nr. 189; Madulain, Wohnhaus Nr. 45; Malix und Churwalden, Eggatobelbrücke; Poschiavo, Wohnhaus Nr. 110; Poschiavo, Wohnhaus Nr. 228; Roveredo-Rugn, Wohnhaus Nr. 315B; San Vittore, Palazzo Viscardi Nr. 62; Sent, Wohnhaus mit Stallscheune Nr. 265; Sils i. E.-Blaunca, Wohnhaus Nr. 404; Zillis-Reischen, Wohnhaus Nr. 124.

Beitragswesen

Im vergangenen Jahr gingen 110 Beitragsgesuche ein. Die Regierung sicherte 31 Gesuchsstellern den ordentlichen Beitrag zu. Departemental wurden 54 Beitragsverfügungen erlassen, das Amt erliess deren 25.

Aus den Konti 3650 (Beiträge an Private und Institutionen für Denkmalpflege), 3651 (Beiträge an Private und Institutionen für Denkmalpflege zu Lasten NHS-Fonds) wurden Fr. 3 183 694.– zugesichert. Zur Auszahlung gelangte die Summe von Fr. 2 506 300.–.

Vom Bundesamt für Kultur wurden Fr. 2 045 478.– ausbezahlt. Im Bereich Denkmalpflege verbleiben 124 offene Geschäfte; im Bereich Heimatschutz sind es 190 Pendenzen.

Verglichen mit dem Vorjahr (Fr. 3 923 535.30) wurden die Leistungen des Bundes um gut die Hälfte reduziert. Die Denkmalpflege hat als Gegenmassnahme mit dem Bundesamt eine Anhebung des kantonalen Anteiles für das Jahr 1995 vereinbart. Zudem werden neue Gesuche an den Bund nur noch selektiv weitergeleitet.

Bauuntersuchungen, Dendrochronologie und Baudokumentation

Der Bauforscher Augustin Carigiet war 1994 mit der Bauleitung der 2. Restaurierungsetappe im Schloss Haldenstein beschäftigt. Lieven Dobbelaere zeichnete die Grundrisspläne der Stadt Chur. An folgenden Objekten wurden baugeschichtliche Untersuchungen durchgeführt und die Befunde textlich und zeichnerisch festgehalten:

Schloss Haldenstein, 2. Ausbauetappe: Der Südteil von Schloss Haldenstein wurde bereits 1987–1989 ausgebaut, darin sind seither der Kantonale Archäologische Dienst und die Gemeindeverwaltung Haldenstein untergebracht. In einer 2. Etappe konnte 1994 der Nordteil des Schlosses restauriert werden. Dieser im 18. Jh. neu ausgebaute Trakt enthält verschiedene wertvolle Räume der Ausbauphasen von 1732 (Gubert von Salis) und 1780 (Johann Luzius und Rudolf von Salis). Zudem konnten die Ostfassade des Schlosses und die Fassaden im Innenhof restauriert werden. Der neu ausgebaute Nordteil des Schlosses soll für kulturelle Anlässe zur Verfügung stehen.

Churer Altstadtgrundrisse: Zur Stadt Chur wird ein Plan erarbeitet, welcher basierend auf dem Stadtplan von Peter Hemmi (1823) die Strukturen der Stadt im damaligen Zeithorizont zeigt.

Valendas, Türelihus: An der Westfassade wurde eine Voruntersuchung durchgeführt. Diese ergab erste Resultate zur Baugeschichte des Hauses. Die älteste Phase des Haupthauses, datiert 1547, weist eine Eckquaderimitation auf, welche unter dem aktuellen Verputz noch erhalten ist. Der Turm wurde erst in einer jüngeren Phase an die Westfassade des Hauses angebaut und später (1775) nochmals erhöht. Auch der Anbau an der Nordseite des Haupthauses entstand in verschiedenen Bauphasen.

Untervaz Padnal, Doppelhaus Nr. 202/203: Das heutige Doppelhaus dürfte im 16. Jahrhundert neu gebaut worden sein. Dabei wurden Teile eines Vorgängerbaus übernommen. Dieser konnte mit der Dendrochronologie-Methode ins Jahr 1493 datiert werden. Für den Stallanbau ergab die Jahrringanalyse ein Baudatum 1830. Vom bestehenden Doppelhaus wurde eine Bauaufnahme erstellt.

Rueun, Haus Nr. 45: Das Haus Nr. 45 in Rueun (casa pintga) liegt nördlich der Kirche in einer Reihe von Strickbauten des 17. Jahrhunderts. Das Haus ist kleiner als die umliegenden Wohnbauten und aussen weiss verputzt. Eine Untersuchung des Hauses zeigte, dass dieser Verputz zusammen mit einer Vormauerung 1845 angebracht wurde; darunter fand sich ein Holzstrickteil, welcher auf Grund der durchgeführten Jahrringanalyse um 1570–1580 neu gebaut wurde und damit ca. 100 Jahre älter ist als die umliegenden Häuser. Das Haus soll abgebrochen und durch einen Neubau ersetzt werden.

Bauaufnahmen

Erfahrungsgemäss ist die Bauaufnahme eine wichtige Voraussetzung für die Renovation eines Gebäudes. Die Aufnahme eines Gebäudes bedeutet, sich mit der bestehenden Bausubstanz auseinanderzusetzen; erst durch die Zeichnung werden

bauliche Zusammenhänge klar. Als Vorbereitung für kommende Restaurierungen wurden Bauten in Cauco, Lohn, Müstair und Verdabbio aufgenommen.

Dendrochronologie

Zu den Aufgaben der Bauforschungsequipe gehört die dendrochronologische Altersbestimmung, welche in Zusammenarbeit mit dem Dendrolabor der Stadt Zürich durchgeführt wird. Im Jahr 1994 konnten Proben aus Untervaz, Valendas, Rueun und Safien aufgearbeitet werden.

Tagungen und Vortragsreihen

Dr. Hans Rutishauser leitete als Präsident die Jahresversammlung der Landesgruppe Schweiz des ICOMOS in Chur und Zillis. Die Mitarbeiter der kantonalen Denkmalpflege sind Gäste beim Landesdenkmalamt Bozen gewesen. Am Weiterbildungsseminar für Bauberater und Bauberaterinnen des Bündner Heimatschutzes referierten Dr. Hans Rutishauser zum Thema «Bauberatung in der Denkmalpflege» und Peter Mattli zu «Schützen, Erhalten, Anpassen». Im Rahmen des VSD-Kolloquiums an der ETH in Zürich hielten Thomas F. Meyer einen Vortrag mit dem Titel «Das Provisorium im Restaurierungsprozess» und Marc A. Nay ein Referat «Das späte 20. Jahrhundert am Baudenkmal». An der Scuntrada 1994 behandelte Peter Mattli das Thema «Bauernhausarchitektur im Schams».

Der Denkmalpfleger und der Adjunkt nahmen als Mitglieder der kantonalen Leitungsorganisation an den ordentlichen Rapporten und Übungen teil.

Siedlungspflege und Kulturgüterschutz

Grundlagen

Die Grundlagenarbeit wurde grundsätzlich aufgeteilt in die Bereiche: Bauten ausserhalb der Bauzone (BAB) und Bauten innerhalb der Bauzone (BIB). Im Bereich BAB wurden im Sinne eines Vorprojektes im Tujetsch, in Safien, in Flims und in Trin Kurzinventare aufgenommen. Im Bündner Monatsblatt 6/1994 wurden erste Resultate publiziert. Von dieser Basis aus wird nun ein Konzept entwickelt, nach dem in den folgenden Jahren die Gebäude ausserhalb der Bauzonen in allen Regionen des Kantons bearbeitet werden. Im Bereich BIB wurde eine Sammlung historischer Pläne angelegt (Wasserversorgungskataster) und mit der Erschliessung der historischen Daten aus den Archiven der Gebäudeversicherungsanstalt begonnen. Parallel dazu wurde in Zusammenarbeit mit der GIS-Zentrale des Meliorationsamtes ein Vorprojekt zur Anwendung des Geographischen Informationssystems ARC Info initiiert.

Siedlungsinventare

Unter der Leitung von Marc A. Nay und Albina Cereghetti, Praktikantin in den Bereichen Bauberatung und Architektur, wurde für das Siedlungsinventar S-chanf die Feldarbeit geleistet, insbesondere wurden die Erd- und Kellergeschossgrundrisse der historischen Bauten aufgenommen.

Dokumentationen

In den letzten 20 Jahren sind in der Denkmalpflege parallel zur ordentlichen Tätigkeit Baudokumentationen über Dörfer und Einzelbauten angelegt worden. Sie umfassen ausgewählte Siedlungen des Kantons, zum Beispiel Sent, Thusis, Poschiavo usw. Noch ist man weit entfernt von einer Topographie der historischen Siedlungen Graubündens. Die gesammelten Materialien ermöglichen aber eine erste Übersicht über die dorf- und siedlungsbaulichen Grundzüge des Kantons. Diese Arbeit soll im Jahre 1997 im Rahmen einer ARGE ALP-Tagung vorgestellt werden.

Inventar der beweglichen Kulturgüter

Im Rahmen des Inventars der beweglichen Kulturgüter inventarisierte Angelo Steccanella die Kulturgüter der Kirchgemeinden Cumbel, Duvin und Tumegl/Tomils. Das Kloster Disentis erhielt einen Beitrag an die Kosten eines Schrankes für die frühmittelalterlichen Stuckfragmente.

Publikationen

Die Denkmalpflege hat das Inventar der historischen Orgeln Graubündens als Buch herausgegeben. Die Autoren Friedrich Jakob und Willi Lippuner publizierten das von Alexander Tröhler gestaltete und mit Farbfotos illustrierte Werk. Unter Mitarbeit der Denkmalpflege entstand zudem die Lehrschrift «Unsere Dörfer», welche die Themen Ortsbildschutz und Siedlungspflege für die Mittel- und Oberstufe aufbereitet. Im Jahrbuch der Historischen Gesellschaft Graubündens erschien erstmals der Jahresbericht der Kantonalen Denkmalpflege.

Natur- und Heimatschutzkommission

In vier Sitzungen hat die NH-Kommission unter dem Präsidium von Dr. Ernst Kuoni Vorarbeiten zum kantonalen Richtplan begleitet, eine Stellungnahme zu den Erhaltungs- und Schutzzonen abgegeben, die Tätigkeit der Ämter und insbesondere die Berichterstattung über die Finanzlage zur Kenntnis genommen. Die Kommission hat sich positiv zur Erhaltung des Pulvermühle-Areals in Chur geäussert

und die Anträge der Ämter zu Handen der Regierung verabschiedet. Im vergangenen Jahr wurde Dr. Hermann Saurer, Andeer, als Kommissionsmitglied verabschiedet.

Mitglieder der Natur- und Heimatschutzkommission

Präsident: Dr. Ernst Kuoni, Chur; Vizepräsident: Dr. Leo Schmid, Chur; Ordentliche Mitglieder: Fernando Albertini, Grono; Aldo Camenisch, Chur; Dr. Silvio Decurtins, Fideris; Erwin Menghini, Domat/Ems; Robert Obrist, St. Moritz; Rudolf Fontana, Domat/Ems; Marianne Wenger, Igis.

Erhalten und Gestalten

Zur Bewohnbarmachung der Häusergruppe Bundi Nr. 65 – 67 in Almens

Abb. 4: Ansicht von Westen, Vorzustand

Im Zentrum der denkmalpflegerischen Tätigkeit steht die möglichst ungeschmälerte Erhaltung wertvoller Bauten. Dies ist nur zu leisten durch die Integration in die Gegenwart und die Bewahrung der Perspektive für eine zukünftige Entwicklung. Dies kann geschehen, indem man museal erhält oder indem man mithilft, die wertvollen Gebäude so den heutigen Bedürfnissen anzupassen, dass damit und darin gelebt werden kann. Nur so lässt sich über Generationen Substanz erhalten und eine bau- und wohnkulturelle Vergangenheit erlebbar machen.

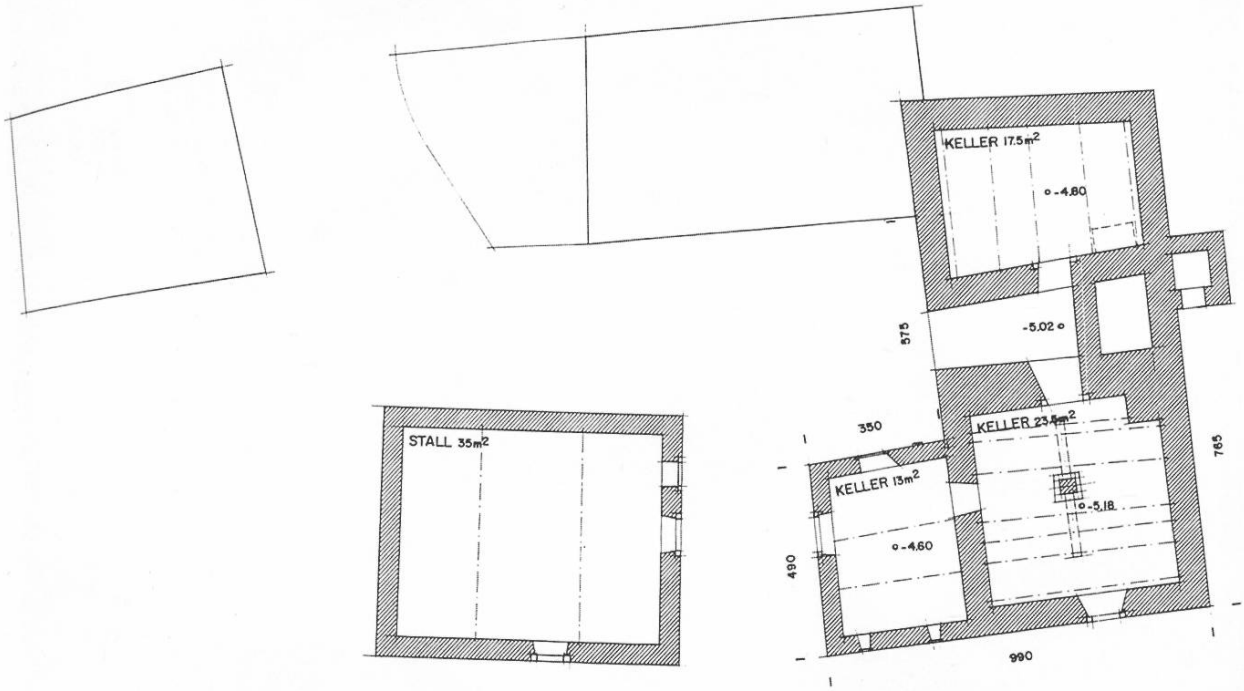
Anpassung an neue Wohnbedürfnisse heisst jedoch in den meisten Fällen zwangsläufig Veränderung. Mit dieser Feststellung stehen wir bereits mitten drin in der denkmalpflegerischen Hauptproblematik. Nicht jedes Gebäude verfügt über genügend Raumreserven, damit ohne grössere Substanzverletzungen die notwendigen Ergänzungen erfolgen können. Oft sind also die Häuser für das gewünschte Raumprogramm schlicht zu klein.

Abb. 5: Situation: Vorzustand – Nachzustand

Wie eine denkmalpflegerisch annehmbare Lösung aussehen kann bei Bauten mit inneren Raumreserven haben wir im Jahrbuch 1994 vorgestellt.[1] Hier wurden die komforterhöhenden Einrichtungen sozusagen als «Erweiterung nach Innen» erstellt, weil offene Gangräume Platz im Überfluss zur Verfügung stellten. Ausgehend vom denkmalpflegerischen Grundsatz, dass Elemente, welche neu hinzukommen, also nicht zur historischen Substanz gehören, als solche lesbar sein müssen, wurden Bäder, Duschen und Küchen kompromisslos in der heutigen Architektursprache erstellt.

Wie aber vorgehen bei Bauten, welche zwar schützenswert sind, wegen ihrer fehlenden Reserven jedoch keine vernünftige Nutzung aufnehmen können? Die Antwort liegt eigentlich auf der Hand – erweitern. Aber wie, wo und in welcher Gestalt? Solchen und anderen Fragen architektonischen und denkmalpflegerischen Inhalts wollen wir anhand eines Beispiels nachgehen. Es handelt sich dabei um die Bewohnbarmachung einer kleinen Häusergruppe am südlichen Siedlungsrand von Almens. Die Gruppe setzt sich zusammen aus drei ineinander verschachtelten Wohnteilen sowie zwei Ställen, welche zusammen einen gegen Westen hin offenen Hof bilden.

1 Vgl. den Aufsatz des Verfassers zu Scuol sot, «Dulatsch», Wohnhaus mit Stall Nr. 136, S. 146–151. In: Jahresberichte 1993 des Archäologischen Dienstes Graubünden und der Kantonalen Denkmalpflege Graubünden. JHGG 1993, S. 93–167.



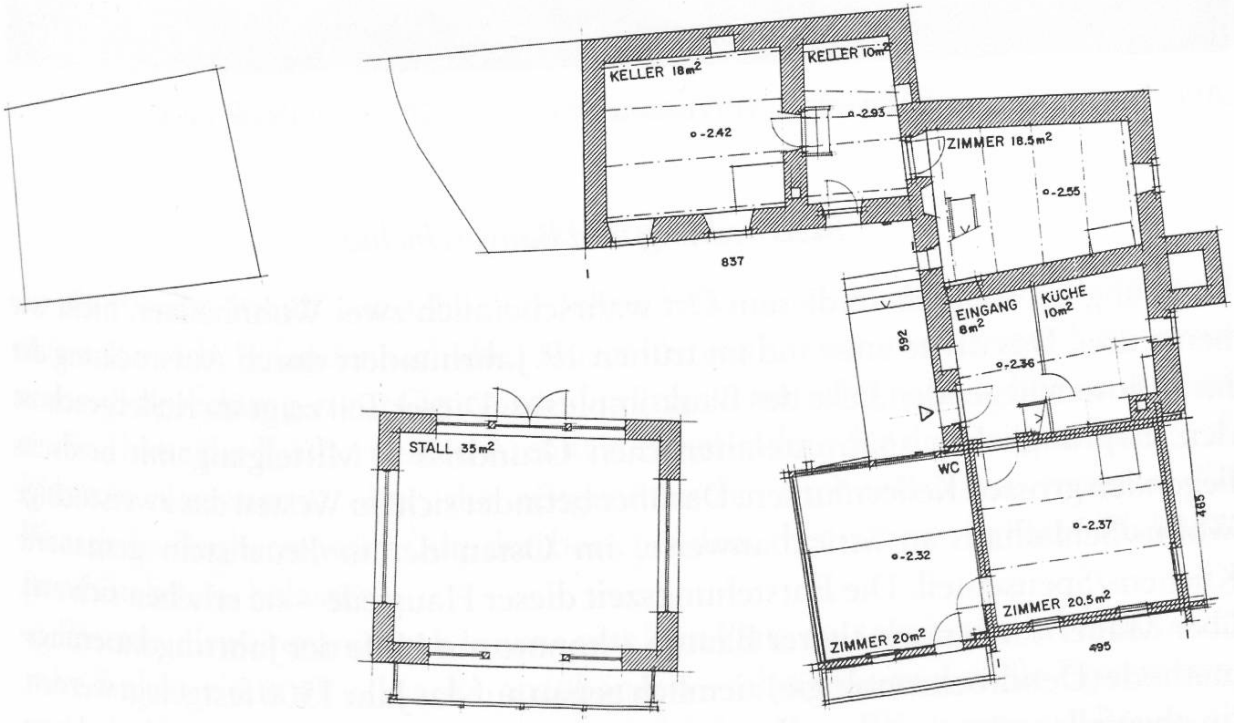


Abb. 6: Vorzustand: Grundriss Untergeschosse

Abb. 7: Ansicht von Südwesten, Vorzustand

Beschreibung und Baugeschichte

Ursprünglich standen an diesem Ort wahrscheinlich zwei Wohnhäuser, nicht wie heute drei. Das dritte entstand im frühen 19. Jahrhundert durch Aufstockung der im Südosten liegenden Ecke des Baukomplexes. Dieser Teil zeigt im Kellergeschoss den ursprünglichen spätmittelalterlichen Grundriss – Mittelgang mit beidseits liegenden grossen Kellerräumen. Darüber befindet sich im Westen das zweistöckige Wohn-/Schlafhaus in Strickbauweise, im Osten der in Bruchstein gemauerte Küchen-/Spensenteil. Die Entstehungszeit dieser Hausteile – sie erheben sich evtl. über Mauerresten noch älterer Bauten – konnte mit Hilfe der Jahrringdatierungsmethode (Dendrochronologie) ziemlich genau auf das Jahr 1500 festgelegt werden. Im ebenfalls später aufgestockten Nordteil der Anlage wurden keine datierbaren Hölzer gefunden. Es ist jedoch für die unteren zwei Geschosse mit dem gleichen Alter zu rechnen.

Abb. 8: Keller im Westteil mit Mittelpfosten, datiert um 1500

Das Projekt

Als die Familie Bundi von Chur im Jahre 1992 die Gesamtanlage zur Instandstellung erwarb, befanden sich die Häuser in einem desolaten Zustand. Bei spannenden Besprechungen vor Ort wurde das Projekt festgelegt und in Nikolaus Lohri von Biel hatte der Bauherr einen Architekten gefunden, der die Denkmalpflege als Partnerin akzeptierte, ohne die zeitgenössische Architektur zu verraten. Ein Wunsch des Bauherrn war es, die drei bestehenden, aber unbewohnbaren Einheiten grundsätzlich zu belassen.

Für eine «Erweiterung nach Innen» war kein Platz da, somit wurde beschlossen, jeder Einheit einen «Rucksack» anzuhängen – also eine massvolle Erweiterung nach aussen zu geben. Diese Erweiterungen fanden überall dort statt, wo bereits ein historischer Anbau vorhanden war – Abortturm, Kammer – oder wo Zeichen eines solchen entdeckt wurden - Fundament Nordseite.

Auch unsere Zeit trägt zur Baugeschichte eines Objektes bei. Dies aber nur, wenn man neben dem Respekt vor der Vergangenheit die eigene Architektursprache mit einbezieht. So wurde beschlossen, die drei kleinen Anbauten als klar lesbaren Kontrast zur historischen Substanz zu setzen. Am deutlichsten zeigt dies die Wahl der Dachform. Der experimentelle Charakter in der Bearbeitung lässt sich nicht leugnen. Für viele mag das Bild des heutigen Ensembles gewöhnungsbedürftig sein, und man mag auch darüber staunen, dass hier die Denkmalpflege mitprojektiert hat. Die Denkmalpflege ist der Meinung, es sei ehrlicher, einen Neubau in der zeitgemässen Formensprache zu errichten, als mittels Kopien vergangener Baustile den Eindruck erwecken zu wollen, es sei im Laufe des 20. Jh. bezüglich Architekturgeschichte nichts passiert. Die hier nach aussen getragene Symbiose von alt und neu, das Miterlebenkönnen einer über fünf Jahrhunderte dauernden Baugeschichte, welche im Alten wie im Neuen deutlich wird, darf als sehr interessant und gelungen bezeichnet werden.

Für die schöne Zusammenarbeit mit allen Beteiligten möchten wir uns bedanken – bei der Bauherrschaft für den Mut, Altes zu retten und Neues zu wagen, bei Architekt Lohri für sein Können. Nicht zuletzt danken wir der Gemeindebehörde für die Aufgeschlossenheit, welche das Projekt erst ermöglicht hat.

Thomas F. Meyer

Abb. 9: Neuer Anbau süd

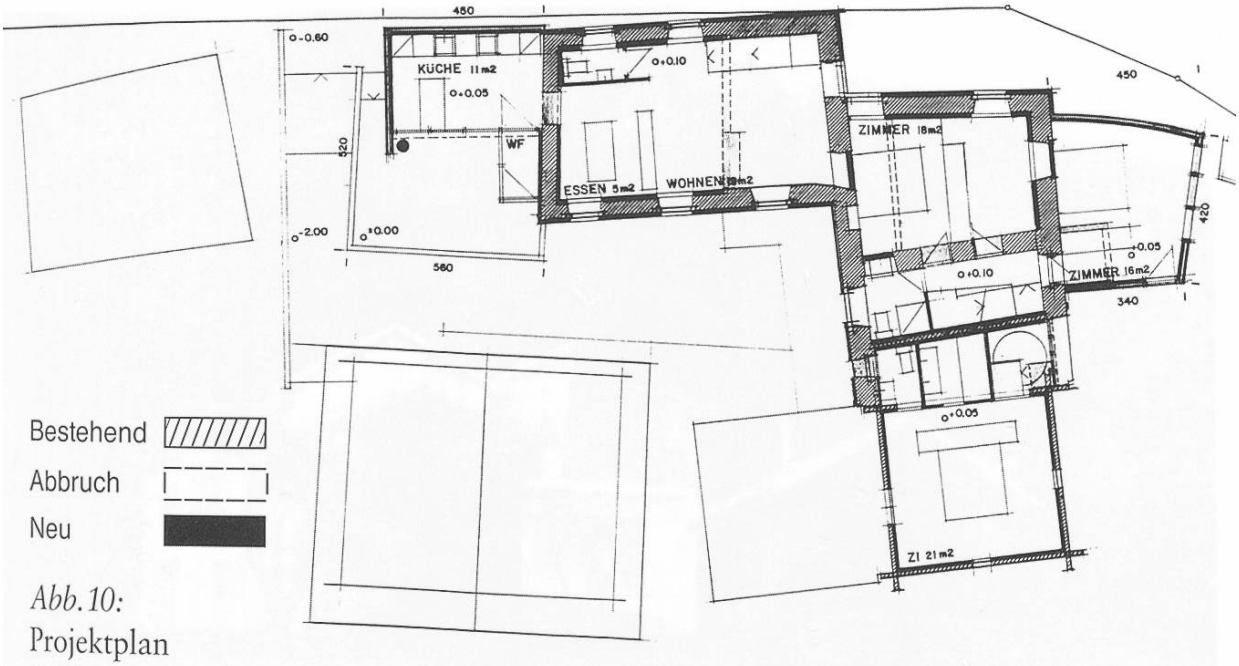


Abb. 10:
Projektplan
1. Obergeschoss

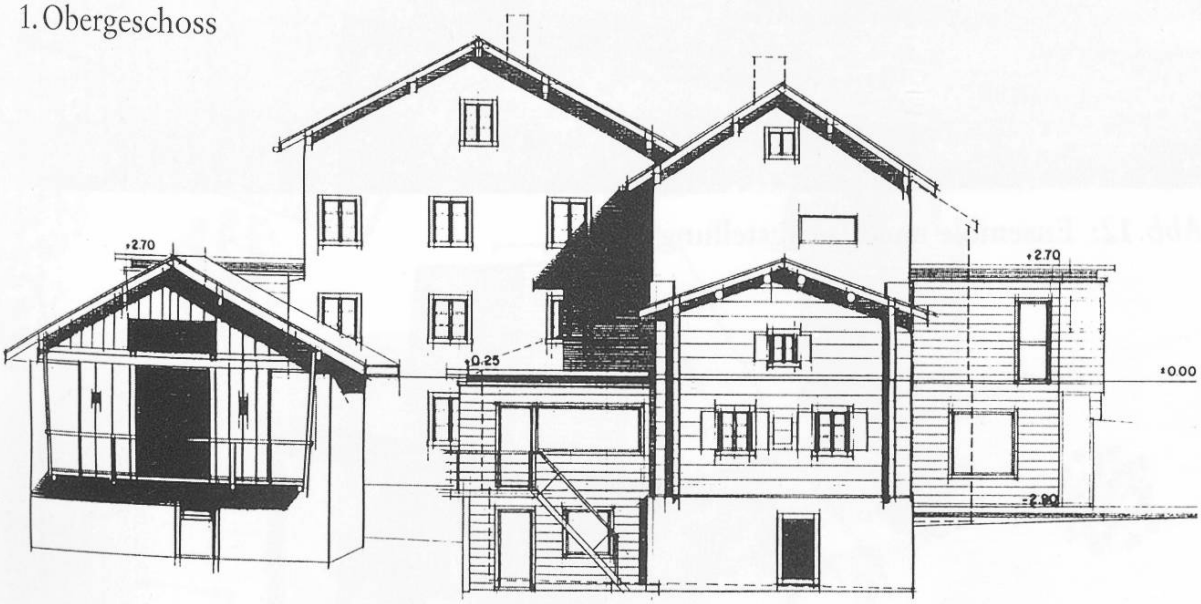


Abb. 11:
Projektpläne – Nord- und Westfassade

Abb. 12: Ensemble nach Fertigstellung

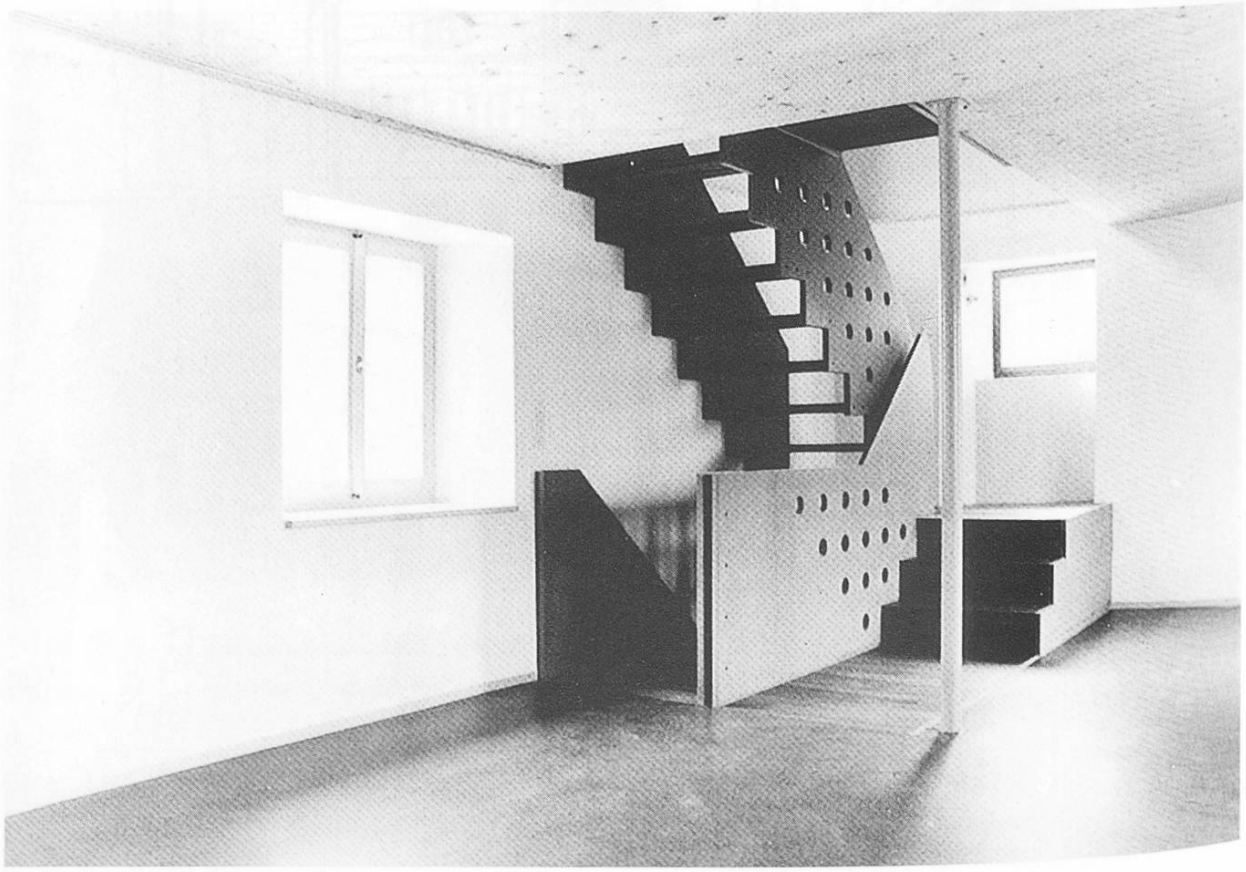


Abb. 13: neues Treppenhaus

Zillis-Reischen, Wohnhaus Nr. 124[2]

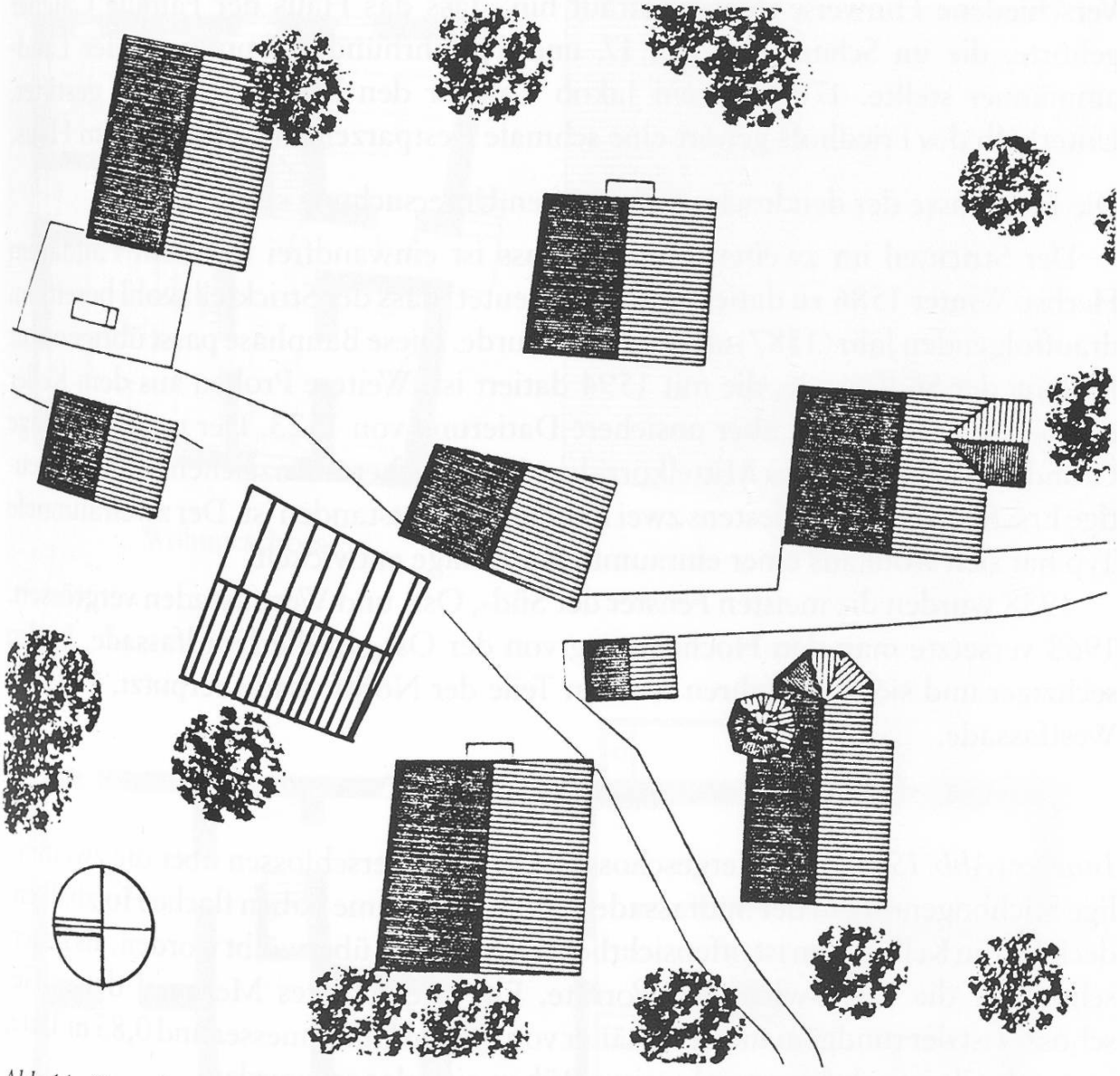


Abb. 14: Situationsplan

Lage/Charakterisierung

Nördlich der Kirche, wo die Dorfstrasse einen alten Ortszugang aufnimmt, entsteht ein kleiner Platz (Abb. 14). Als einziges traufständiges Wohnhaus in Reischen orientiert sich das Haus Nr. 124 auf diesen Platz und zur Kirche. Typologisch stellt es eine zweiraumtiefe Hausvariante mit Mittelkorridor dar, die in Reischen nur zwei Mal vorkommt. Durch seine Ausmasse – es ist etwa doppelt so gross wie die einraumtiefen Haustypen- wirkt es stattlich. Der grosse Doppelstall liegt südwestlich des Hauses und bildet die untere Begrenzung des Platzes. Der Gemüsegarten ist westlich des Wohnhauses angelegt.

[2] Vorabdruck aus dem Siedlungsinventar Reischen, welches im Jahre 1995 bei der Kantonalen Denkmalpflege Graubünden erscheint.

Baugeschichte

Verschiedene Hinweise deuten darauf hin, dass das Haus der Familie Calgher gehörte, die im Schams im 16., 17. und 18. Jahrhundert immer wieder Landammänner stellte. 1709 hat ein Jakob Calgher den Kirchenbauplatz gestiftet. Unterhalb des Friedhofs gehört eine schmale Restparzelle heute noch zum Haus.

Die Ergebnisse der dendrochronologischen Untersuchung sind folgende:

Der Strickteil im zweiten Obergeschoss ist einwandfrei mit dem Fälldatum Herbst/Winter 1586 zu datieren. Dies bedeutet, dass der Strickteil wohl bereits im drauffolgenden Jahr (1587) abgebunden wurde. Diese Bauphase passt übrigens zur Malerei der Südfassade, die mit 1594 datiert ist. Weitere Proben aus dem Keller ergaben eine mögliche, aber unsichere Datierung von 1523. Der unregelmässige Grundriss im Bereich des Mittelkorridors ist ein sicheres Anzeichen, dass die heutige Erscheinung in mindestens zwei Bauetappen entstanden ist. Der zweiraumtiefe Typ hat sich wohl aus einer einraumtiefen Anlage entwickelt.

1938 wurden die meisten Fenster der Süd-, Ost- und Westfassaden vergrössert. 1963 versetzte man den Hocheingang von der Ost- an die Nordfassade. In den sechziger und siebziger Jahren wurden Teile der Nordfassade verputzt, 1975 die Westfassade.

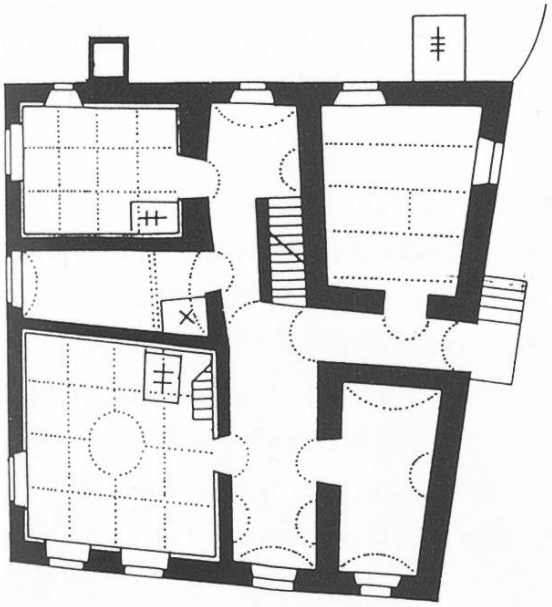
Baubeschreibung

Inneres (Abb. 15): Das Kellergeschoss ist ebenerdig erschlossen über die zweiflüglige Stichbogentüre in der Südfassade. Drei Kellerräume haben flache Holzbalkendecken. Ein Kellerraum ist offensichtlich nachträglich überwölbt worden, als Feuerschutz für die lebenswichtigen Vorräte. Ein interessantes Merkmal dieses Geschosses ist der rundgemauerte Behälter von 1,35 m Durchmesser und 0,85 m Tiefe, wo nach Christoph Simonett[3] weisse Rüben eingelagert wurden.

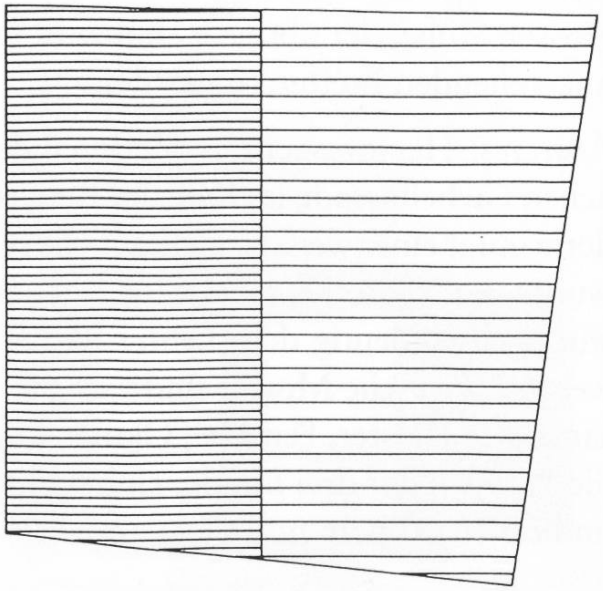
Das Wohngeschoss war ursprünglich vom überdeckten Hocheingang her über einen kurzen Stichgang quer zum Mittelkorridor erschlossen. Man kann annehmen, dass es früher von zwei Familien bewohnt wurde. Zwei Stuben und eine Küche liegen auf der Westseite des Mittelkorridors. Von dieser schmalen Küche werden beide Stubenöfen beheizt. Die Stuben sind getäfert, die grössere steht im Strickteil und zeigt eine gestemmte, 16-feldrige Decke mit rundem Mittelfeld. Das Buffet trägt die Inschrift 1812 TT (Theodor Tester).

Die kleine Stube mit Buffet und Ofen ist in der Art des späten 19. Jahrhunderts getäfert. Die zweite, grössere Küche, die früher über einen Aussenbackofen verfügte, und die Vorratskammer (?) befinden sich auf der Ostseite des Korridors.

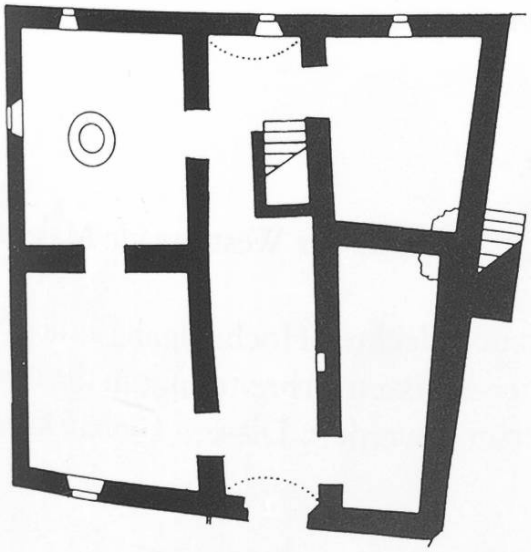
[3] Vgl. Simonett Christoph, Die Bauernhäuser des Kantons Graubünden, Band I, Basel 1983, Seite 210 und Abb. 513.



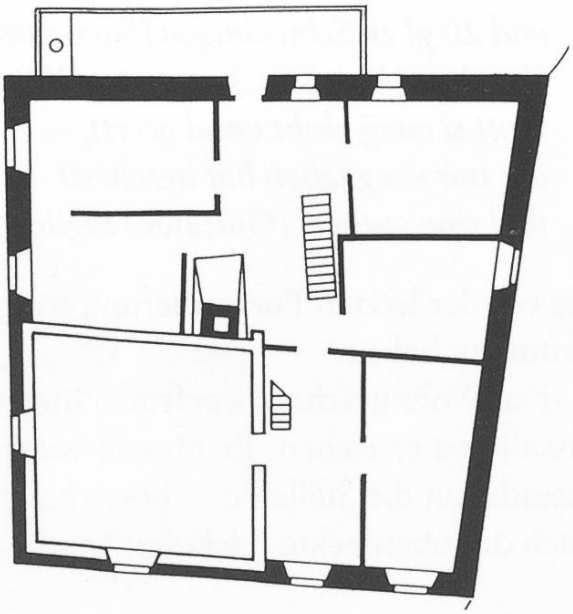
Wohngeschoss



Dachaufsicht



Kellergeschoss



2. Obergeschoss

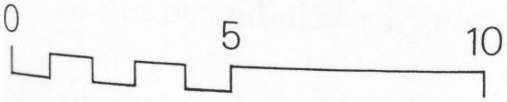


Abb. 15: Grundrisse

Im zweiten Obergeschoss befinden sich sechs Schlafkammern; über der grossen Küche liegt ein Vorratsraum. Das grösste Zimmer liegt im Strickteil über der grossen Stube, der übrige Raum wird durch freistehende Rahmenkonstruktionen mit stehenden Brettern unterteilt.

Äusseres: Hervorragenstes Merkmal des Hauses ist die bunte Bemalung der südlichen Giebelfassade im Stile der Renaissance. Nachdem sie wohl schon Jahrhunderte unter einer weissen Kalkschicht versteckt (und daher auch konserviert) blieb, wurde sie im Sommer 1993 freigelegt und gesichert. Obwohl nicht signiert, kann sie stilistisch eindeutig dem Lehrer und Wandermaler Hans Ardüser zugeschrieben werden. Typische Motive sind z. B. die Architekturdekorationen der Hochrenaissance wie Pilaster, Fenster-, Okulus-, und Portalumrahmungen (Abb. 18 und 19), die Wappen der drei Bünde, einheimische, aber auch exotische Tiere wie Elefant und Löwe (Abb. 16 und 17).

Für das Jahr 1594 (Abb. 18) schreibt Hans Ardüser in seiner Selbstbiographie:[4]

«Anno 1594 han ich bis Vff mitten Apreln
vil erllich rych schuler vnd 2 schultöchtren gleertt.
Nach dem in Schams 6 gl gw(unnen)
vnd 20 gl zu Schweinigen (Savognin).
Vnnd zu Medels in 3 monaten 100 gl gwunnen.
Gott si ewig globt vnnd geertt,
der mir sin gaaben hat beschertt
vnd sine gutheet (Guttaten) täglich mert.»

Bis vor der letzten Putzsanierung sollen sich auch auf der Westfassade Malereien befunden haben.

Das Wohngeschoss war früher über einen überdeckten Hocheingang an der Ostfassade zu erreichen. Er musste wegen einer Strassenverbreiterung in die Nordfassade, an die Stelle des Abortschachts versetzt werden. Diesem Umbau musste auch der überdeckte Backofen weichen.

Restaurierung

1992 beauftragte die Familie Hofer Architekt Arno Mainetti, eine Aussenrestaurierung vorzubereiten. Für die Restaurierung der Wandmalereien konnte die Firma Jörg Joos, Andeer, gewonnen werden.

Die Untersuchung der Fassade durch die Restauratoren Jörg Joos und René Egert zeigte, dass die Fassaden bis zu drei Mal mit einem Kalkanstrich überstrichen

[4] Ardüser Hans, Selbstbiographie. In: Hans Ardüsers Rätische Chronik (hrsg. von der Naturforschenden Gesellschaft Graubünden), Chur 1877, Seite 16.

Abb. 16: Fensterrahmungen mit Tierdarstellungen

Abb. 17: Detail: junger Löwe

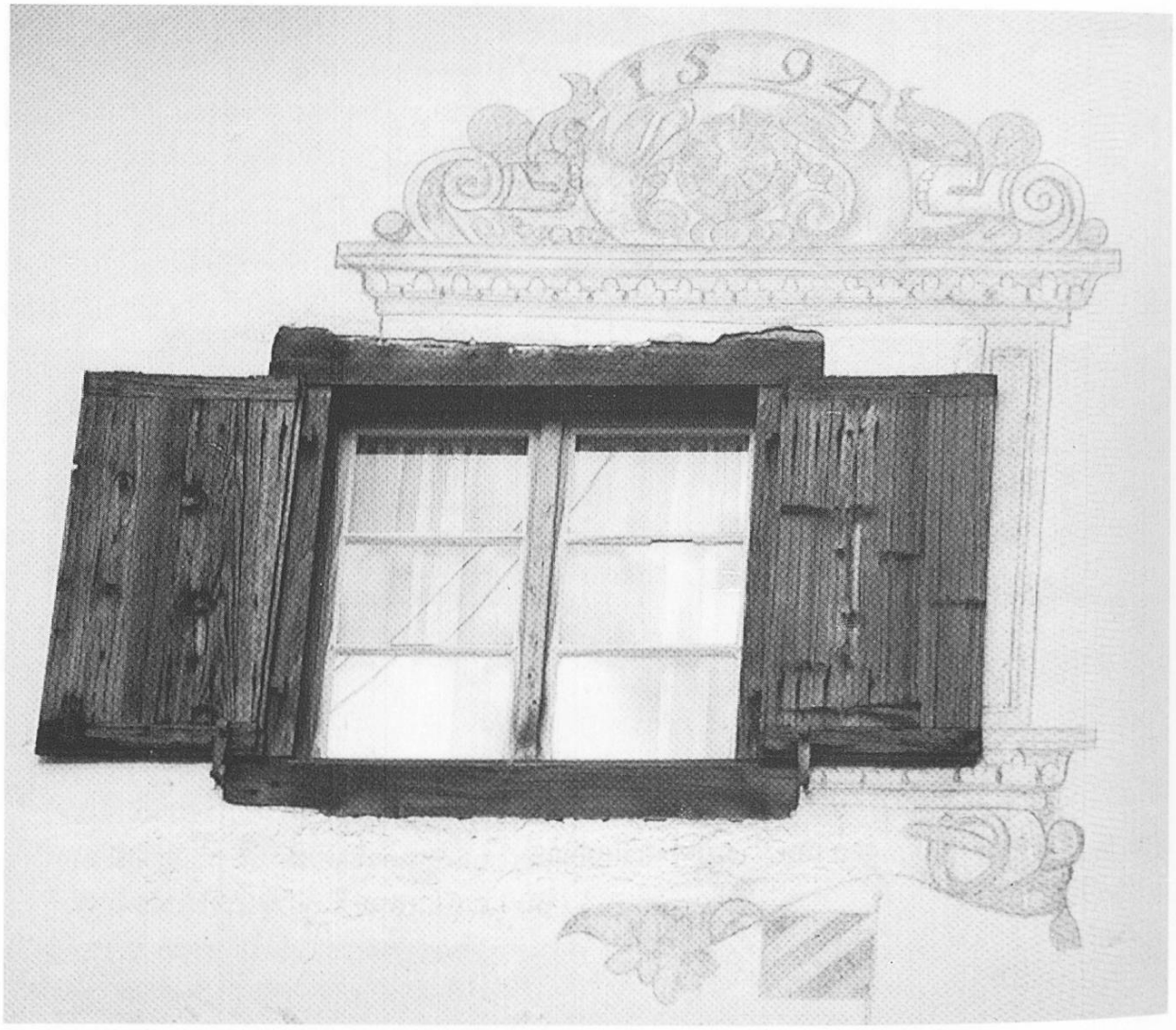


Abb. 18: Umrahmung mit Enstehungsdatum

waren. Sichtbar waren nur die drei nebeneinander stehenden Wappen der Drei Bünde. Unter der Kalkschicht fanden sich Pilaster, Fenster- Okulus- und Portalumrahmungen. Bei der Freilegung kamen ebenfalls Spuren einer Mauerkronendekoration zum Vorschein.

Die Südfassade wurde durch Sandstrahlen, bzw. Mikrosandstrahlen mechanisch freigelegt. Anschliessend wurden alle sichtbaren Risse geöffnet, Abrissränder mit Kieselsäureester gefestigt und alte Mörtelausbesserungen herausgenommen. Im Sockelbereich wurde der Zementputz entfernt und neu verputzt. Die Dekorationsmalereien wurden dann teilweise mit reversiblem, wasserverdünnbarem, mattem Acryllack 575/UV ergänzt.

In der Nordfassade wurden unsachgemässe Eingriffe der Sechzigerjahre teilweise rückgeführt. Die Entdeckung und Restaurierung dieser Fassadenmalereien stellt einen seltenen Glücksfall dar, da vom einst umfangreichen Werk Hans Ardüsers bis heute nur wenige Arbeiten zum Vorschein gekommen sind.

Peter A. Mattli

Abb. 19: Ansicht der Südfassade

Neuere Untersuchungen zu den Stadtmauern von Chur und Maienfeld

Um die Jahrtausendwende kommen in Italien und bald auch nördlich der Alpen die ersten Stadtmauern auf, welche die gesamte Stadtsiedlung umfassten und ältere Einzelbefestigungen ersetzten. Die meisten umfassenden Stadtmauern entstanden in Europa im 12. und 13. Jahrhundert.

Gleichzeitig mit den ersten Umfassungsmauern entwickelte sich auch das besondere Recht der Stadt, das sie von der Umwelt abhob. Der Stadtboden wurde zum Immunitätsbereich, in dem fremde Herren und Gerichte nichts zu suchen hatten.

Die Befestigung und besonders der Bau umfassender Stadtmauern war eine überaus kostspielige Sache, die über Frondienste und Steuern wenigstens teilweise auf die Bewohner abgewälzt wurde. So hat der Bau der Stadtmauern als Gemeinschaftsaufgabe wesentlich zur Entwicklung der genossenschaftlichen Stadtgemeinde beigetragen.

In Graubünden bestanden im Mittelalter vier Städte, welche auf Grund der umfassenden Stadtbefestigung diesen Namen verdienten. Es sind dies Chur, Maienfeld, Ilanz und Fürstenau.

Erste Hinweise zur Stadt Chur finden sich im 13. Jahrhundert: 1227 tritt die «Gesamtheit der Churer Bürger» *(universis civibus Curiensibus)* in Erscheinung, 1270 wird erstmals die Churer Stadtmauer erwähnt. In Fürstenau wird 1272 vorerst eine «Vesti» erwähnt. 1354 erhält Bischof Ulrich V. von König Karl IV. für seine Stadt Fürstenau das Recht auf Kerker, Stock und Galgen. Für Ilanz wird ein kodifiziertes Stadtrecht 1390 erwähnt, während die erste Erwähnung der Stadt Maienfeld erst 1434 fassbar ist.

Die Stadtmauern bestanden bis ins 19. Jahrhundert, danach verlieren sie an Bedeutung. Grosse Teile der Stadtmauern wurden abgebrochen, andere sind heute noch in jüngeren Bauten integriert. Vereinzelte Elemente der ehemaligen Stadtbefestigungen, vor allem Türme und Tore, blieben erhalten.

Im Zusammenhang mit Renovationsarbeiten konnten in den letzten Jahren Teile der Churer und Maienfelder Stadtmauer baugeschichtlich untersucht werden. 1990 stiess man bei Verputzarbeiten am Karlihof in Chur auf die in der Ostfassade der Gebäude noch erhaltene Stadtmauer (Abb. 20), 1992 konnte der nahegelegene Sennhofturm untersucht werden. Beim Umbau des alten Pfrundhauses in Maienfeld wurde 1993 die in der Rückseite des Hauses enthaltene Stadtmauer freigelegt. Die Resultate dieser Untersuchungen werden im folgenden Bericht beschrieben.

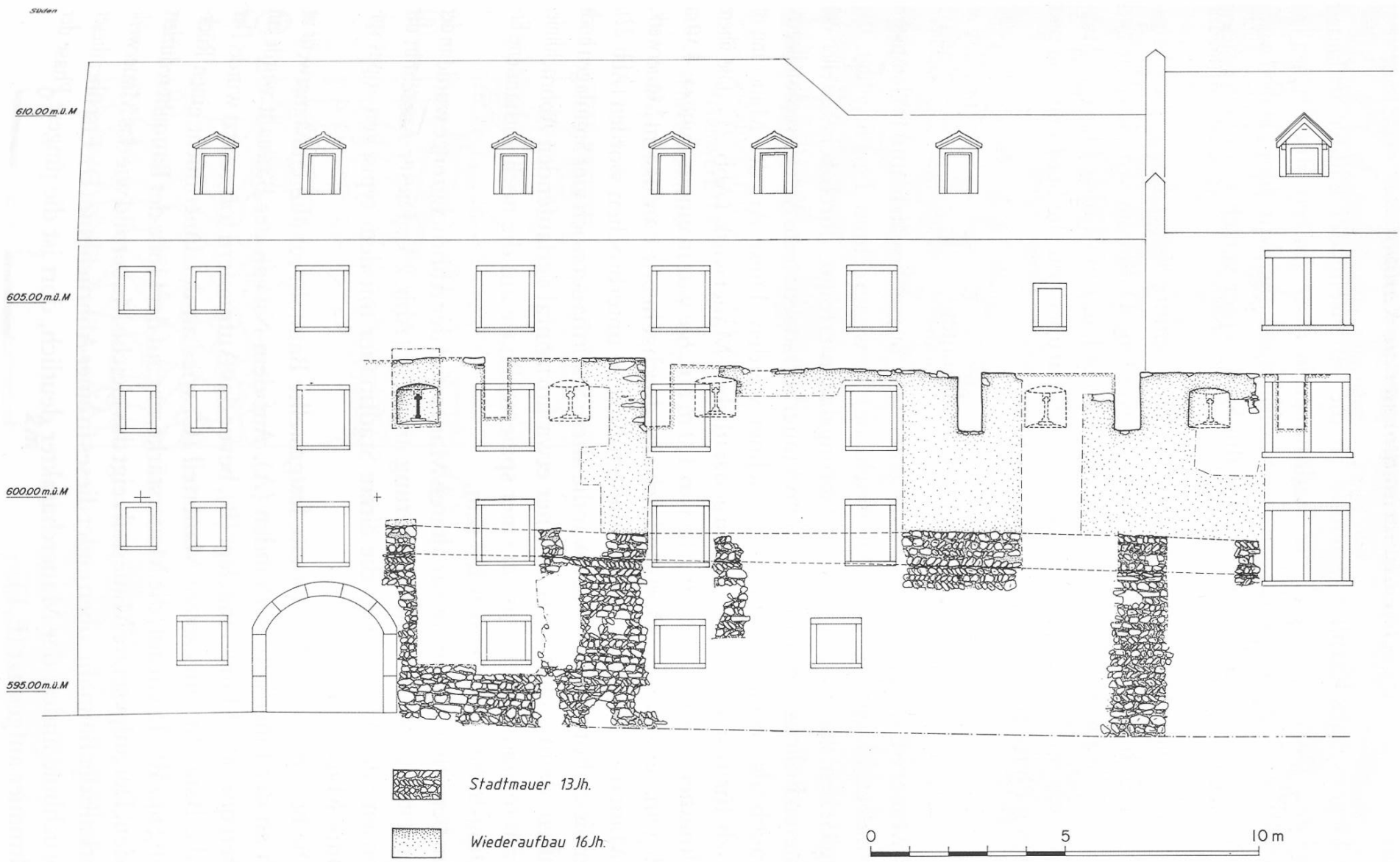


Abb. 20: Die Churer Stadtmauer am Karlihof, Ansicht von Osten. Zeichnung Kantonale Denkmalpflege

Die Liegenschaft Karlihof 4 wurde an die Innenseite der Churer Stadtmauer angebaut. Dabei liess man die Stadtmauer in ihrer ganzen Höhe stehen und brach lediglich die notwendigen Fensteröffnungen aus. Mit dem Neubau wurde die Aussenfassade neu verputzt, die alte Stadtmauer verschwand hinter diesem Verputz.

Anlässlich der Renovation der Fassade 1990 konnte die Stadtmauer wieder freigelegt und baugeschichtlich untersucht werden. Dabei liessen sich klar zwei verschiedene Phasen des Mauerbaus unterscheiden. Eine älteste Phase der Stadtmauer war noch ca. 5 Meter hoch erhalten, darüber war die Stadtmauer in einer späteren Phase erhöht und erneuert worden.

Die ältere Stadtmauer

Das Mauerwerk der älteren Stadtmauer war ausschliesslich mit Bollensteinen (gerundete Flusskiesel aus Flussgeschiebe) in waagrechten Lagen gefügt. Das Ausgleichen der horizontalen Mauerungslagen erfolgte durch Schrägstellen der kleineren Bollensteine. Dies ergibt im Mauerbild sogenannte Aehrenverbandlagen, die auch als «opus spicatum» bezeichnet werden. Diese Art der Mauerung ist typisch für romanisches oder burgenzeitliches Mauerwerk (Abb. 21). Die ältere Stadtmauer wies etwa eine Stärke von 1,0 m auf. Sie war in einem Zuge ca. 4,50 m hoch gemauert worden. Dort fand sich eine durchgehende Baufuge im Mauerwerk, der Mauerungsvorgang war auf diesem Niveau unterbrochen worden (Abb. 22). Über dieser horizontalen Fuge war die ältere Stadtmauer noch vier Steinlagen hoch erhalten, dann endete diese in einer etwa horizontal verlaufenden Abbruchlinie. Die ältere Stadtmauer muss in einer späteren Phase auf die noch vorhandene Erhaltungshöhe reduziert worden sein.

Im Bereich der Baunaht zur älteren Mauer und der Abbruchgrenze wurde an der Innenseite der Mauer eine Sondierung angelegt (Abb. 23). Dieser Ausschnitt der Innenseite der Mauer zeigt die ältere Stadtmauer mit dem typischen «opus spicatum»-Mauerwerk.

Die bereits an der Aussenseite festgestellte Baunaht im älteren Mauerwerk ist auch an der Innenseite vorhanden (A). Auf dem Niveau der Baunaht wurde ein Balken quer zur Mauer eingelegt (B), bevor das Aufmauern fortgesetzt wurde. Der auf die Baunaht aufgesetzte Mauerteil (C) wies an der Innenflucht einen Rücksprung um 10–15 cm auf, die Mauerstärke war auf der Höhe der Baunaht reduziert worden. Der aufgesetzte Mauerteil zeigt das gleiche Mauerbild wie das Mauerwerk unterhalb der Baunaht, oben endet dieses in einer Abbruchlinie (D). Erst über dieser Abbruchlinie ändert der Mauercharakter deutlich, dort ist die jüngere Phase der Stadtmauer aufgesetzt (E, F).

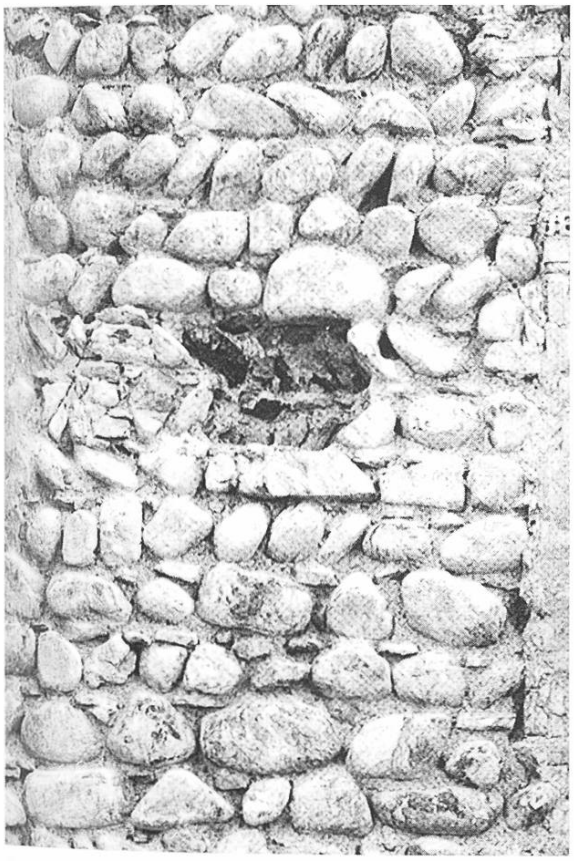


Abb. 21: Die ältere Stadtmauer am Karlihof, Mauerwerk 13. Jh.
Photo Kantonale Denkmalpflege (Neg. 1374/19)

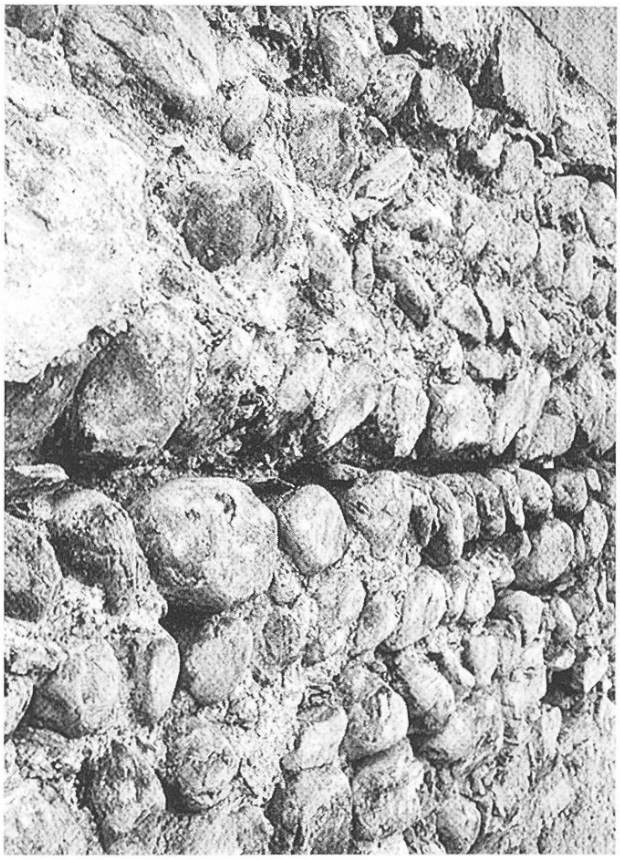


Abb. 22: Baunaht in Stadtmauer, 13. Jh. Niveau Wehrgang.
Photo Kantonale Denkmalpflege (Neg. 1381/4)

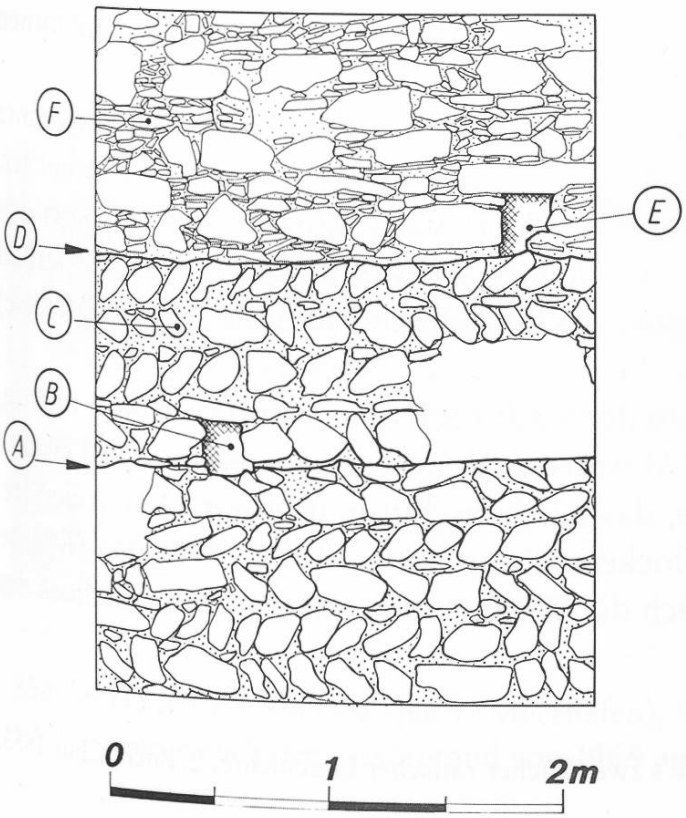


Abb. 23:
Sondierung an der Innenseite der Stadtmauer aus dem 13. Jh.
Zeichnung Kantonale Denkmalpflege

Dieser Befund an der Innenseite der Stadtmauer kann so interpretiert werden: Die ältere Mauer wurde in einem Arbeitsgang bis auf die Höhe von etwa 4,50 m über Terrain gebaut. Auf dem Niveau der Baunaht dürften die Hölzer zum Wehrgang gelegt worden sein, darüber setzte man den Mauerbau mit der Brüstungsmauer fort. Die ursprüngliche Höhe der Brüstungsmauer und vor allem deren oberen Abschluss mit den dazugehörenden Bauteilen wie Zinnen, Zinnenluken, Scharten usw. kennen wir leider nicht; die Mauer wurde bei einer späteren Umbauphase auf die erhaltene Höhe abgetragen. An der älteren Mauer fanden sich deutliche Spuren eines Brandes, durch welchen die ältere Stadtmauer zerstört wurde. Diese Brandspuren fanden sich unmittelbar auf den Steinköpfen der Mauer, die ältere Stadtmauer war bis zu diesem Brand unverputzt. Bei dem an der älteren Stadtmauer festgestellten Brand handelt es sich um den grossen Stadtbrand von 1464.

Der Stadtbrand von 1464

Der Stadtbrand vom 27. April 1464 war wohl der verheerendste Brand in der Geschichte der Stadt Chur. Bedenkt man, dass dieser Brand vom Arcas über die Martinskirche zum Sennhof und Karlihof bis hinunter zum Hexenturm archäologisch fassbare Spuren hinterliess, so darf wohl zumindest in der Nord-Süd-Ausdehnung von einer totalen Zerstörung der Stadt bis auf die Grundmauern ausgegangen werden. Wie der Engadiner Chronist Ulrich Campell gut 100 Jahre später berichtet, soll die Stadt einen ganzen Tag und eine Nacht gebrannt haben; mit Ausnahme des bischöflichen Hofes, der Klöster St. Luzi und St. Nikolai und des Rorschacher Hofes seien alle Häuser ein Raub der Flammen geworden[5].

Der Wiederaufbau der Stadt nach dem Brand dürfte sich über Jahrzehnte erstreckt haben. Am dringlichsten war wohl der Wiederaufbau der Wohnhäuser. So wurde am Hegisplatz das Haus Nr. 4 (Meerhafen) bereits im darauffolgenden Jahr auf übernommenen Grundmauern neu errichtet. Dieser Holzständerbau mit Bohlenwänden konnte mit der Dendrochronologie-Methode (Jahrringanalyse) ins Jahr 1465 datiert werden (Abb. 24).

Wie lange sich der Wiederaufbau der Stadt nach dem Brand von 1464 hinzog, kann auf Grund der Baudaten der Martinskirche aufgezeigt werden. 1473 konnte der Chorraum eingeweiht werden, das Kirchenschiff wurde erst 1491 vollendet. 1509 war der neue Turm bis zur Glockenstube erbaut und erst 1542, also 78 Jahre nach dem Brand, konnte schliesslich die Wächterstube im obersten Geschoss des Turmes bezogen werden.

[5] Conradin von Moor, Ulrich Campell's zwei Bücher rätischer Geschichte. 2. Buch, Chur 1853, S. 124.

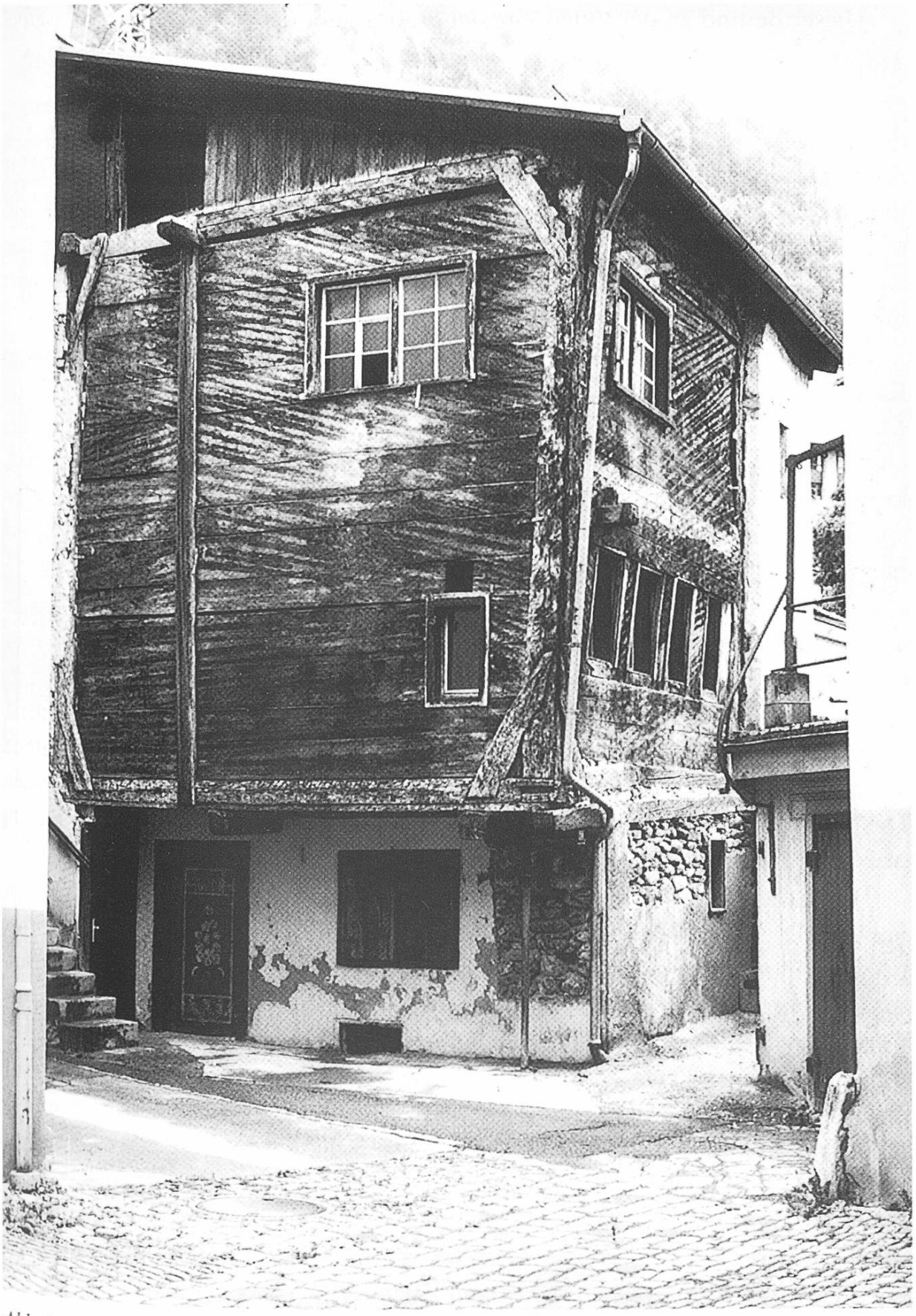


Abb. 24: Haus Nr. 4 am Hegisplatz (Meerhafen), Bohlenständerbau, datiert 1465, wurde nach dem Stadtbrand von 1464 auf älteren Grundmauern neu gebaut.

Ähnlich lange dürfte sich die Wiederherstellung und Erneuerung der Stadtbefestigung hingezogen haben. Erst 1508 findet sich ein erster Hinweis auf die Erneuerung der Stadtmauer, damals wurde ein Zins zum Bau der «nuwen mur» erhoben. Schliesslich ist 1542 die Rede von umfassenden Erneuerungsarbeiten an der Stadtmauer. Im Ratsprotokoll vom 15. Mai 1542 wird der Meister Jakob Prewost beauftragt, «die Ringkmur zmachen», er soll «als wyt er die mur macht, oben abbrechen, so wyt abhin, da man das holtz werch legt zum Umbgang und dann wider uffmuren mit Zinnen und anderem wie diss der stat Ringkmur gemacht ist».

Aus dieser Wiederherstellungsphase stammt der obere Teil der Stadtmauer am Karlihof. An der Innenseite der Mauer konnte über der Abbruchlinie der älteren Mauer das Negativ eines an der Innenseite vorkragenden Balkens freigelegt werden (Abb. 25). Dieser wurde nach dem Teilabbruch der älteren Mauer auf die Abbruchkrone gelegt und mit der neuen Brüstungsmauer vermauert. Dieser Befund entspricht bis ins Detail dem an Meister Prewost ergangenen Auftrag, es dürfte sich hierbei um einen Balken zum neuen Umgang handeln.

Die neue Brüstungsmauer wurde danach 4 m hoch aufgemauert. Die aufgesetzte Brüstungsmauer war in Bruchstein ausgeführt. Die Verwendung von gebrochenem Steinmaterial ergibt ein völlig andersartiges Mauerbild, grössere Bruchsteine wurden einigermassen lagenhaft vermauert, die Zwischenräume waren mit kleinteiligem Bruchmaterial verfüllt. Dieser Wechsel im verwendeten Steinmaterial kann wohl mit der nach dem Brand einsetzenden regen Bautätigkeit erklärt werden. Das Steinmaterial wurde möglichst in der Nähe abgebaut, am ehesten am Hang oberhalb der heutigen Steinbruchstrasse.

Der obere Abschluss der neuen, 4 m hohen Brüstungsmauer war mit 3,50 m breiten Zinnen und schlanken Zinnenluken gegliedert. Diese konnten vom neu gelegten Umgang aus nicht erreicht werden, auf halber Höhe der Brüstungsmauer muss ein weiterer Gang angenommen werden. In der Mitte der breiten Zinnen waren Fensternischen mit Kreuz-Schlüssellochscharten angelegt. Merkwürdigerweise waren diese Scharten stadteinwärts gerichtet, die Fensternische öffnete sich trichterförmig nach aussen. Diese verkehrte Anlage der Schiesscharten ergibt verteidigungstechnisch nur dann einen Sinn, wenn die Befestigung aus zwei parallel verlaufenden Mauern besteht. Eine derart ausgeführte Zwingersituation ist in der Stadtansicht von Joh. Stumpf aus dem Jahre 1547 für den Nordteil der Stadtmauer dokumentiert (Abb. 26), für die Ostseite der Stadtbefestigung finden sich jedoch keinerlei Hinweise auf einen derartigen Zwinger.

Mit der Erneuerung der Ringmauer wurde diese auf ihrer ganzen Höhe neu verputzt. Vor allem im unteren Bereich, wo die bis anhin unverputzte ältere Mauer überputzt wurde, fanden sich im Verputz eine Vielzahl von Dachziegelfragmenten.

Abb. 25: Negativ eines Balkens zum neuen Wehrgang (um 1542), auf abgebrochene Mauer des 13. Jh. aufgelegt.

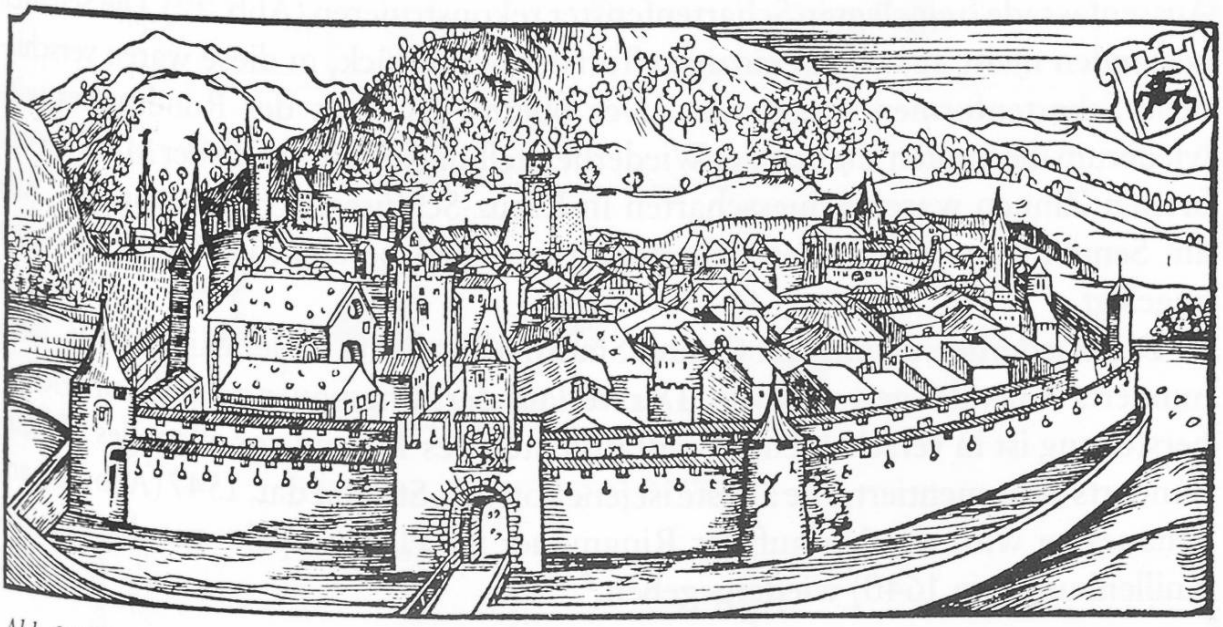


Abb. 26: Stadtansicht von Joh. Stumpf, älteste Churer Stadtansicht, datiert 1547

Diese dürften in den Brandtrümmern leicht zu finden gewesen sein und wurden zur Einsparung von Mörtel in die Mauerfugen gedrückt.

Von der Stadtmauer am Karlihof wurde an der Ostfassade ein Ausschnitt sichtbar belassen. Dieser zeigt die zwei Phasen der Churer Stadtmauer. Der unverputzte Teil zeigt die Erhaltungshöhe der Stadtmauer des 13. Jahrhunderts, weiss gekalkt die Erneuerung der Stadtmauer des 16. Jahrhunderts mit den breiten Zinnen (Abb. 28, S. 150).

Der Neubau des Sennhofturmes

Neuere Untersuchungen am Sennhofturm haben ergeben, dass dieser in der Wiederherstellungsphase des 16. Jahrhunderts von Grund auf neu gebaut wurde. An der Westfassade fand sich noch ein etwa 6 m hoch erhaltener Rest der in der Fortsetzung gegen Westen abgebrochenen Stadtmauer des 13. Jahrhunderts, und auch südlich des Turmes konnte in einer Sondierung des Archäologischen Dienstes der Verlauf der älteren Stadtmauer in Richtung Schanfigger-Törli dokumentiert werden. Diese Befunde zeigen, dass auch hier die beiden Mauerphasen den gleichen Verlauf aufwiesen. Ob an Stelle des heutigen Sennhofturmes zur älteren Befestigung bereits ein Turm bestand, ist nicht nachzuweisen. Im Zusammenhang mit dem Neubau des heutigen Turmes war das Niveau um etwa 1,50 m abgesenkt worden, Reste eines möglichen Vorgängerturmes dürften dabei zerstört worden sein.

Der im 16. Jahrhundert neu gebaute Sennhofturm war wiederum mit Bruchsteinen gemauert, das Mauerbild entsprach jenem der am Karlihof untersuchten Aufhöhung der Stadtmauer. Der im Grundriss kreisförmige Turm mit einem Durchmesser von 10 m wies 4 Geschosse auf, diese lassen sich auf Grund der an der Aussenfassade freigelegten Schartenfenster rekonstruieren (Abb. 27). Die Scharten bestanden meist aus einem einzigen Tuffsteinwerkstück, in diese waren verschiedene Schartenformen eingehauen. Der obere Abschluss des Rundturmes wies wiederum die breiten Zinnen der Wiederherstellungsphase auf, in der Mitte der 4 m breiten Zinnen waren Schiesscharten in Kreuz-Schlüssellochform angelegt. Alle am Sennhofturm erhaltenen Schartenformen sind bereits für Handfeuerwaffen angelegt.

Die Wiederherstellung der Churer Stadtmauer dürfte in der Mitte des 16. Jahrhunderts vollendet gewesen sein. Der Verlauf der Ringmauer nach deren Wiederherstellung ist in verschiedenen Stadtansichten des 16. und vor allem des 17. Jahrhunderts dokumentiert. Die älteste ist jene von Joh. Stumpf dat. 1547 (Abb. 26), am genauesten wird der Verlauf der Ringmauer im Planprospekt aus dem Schloss Knillenburg (um 1640) wiedergegeben.[6]

[6] Poeschel Erwin, Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden, Bd. VII, S. 23.

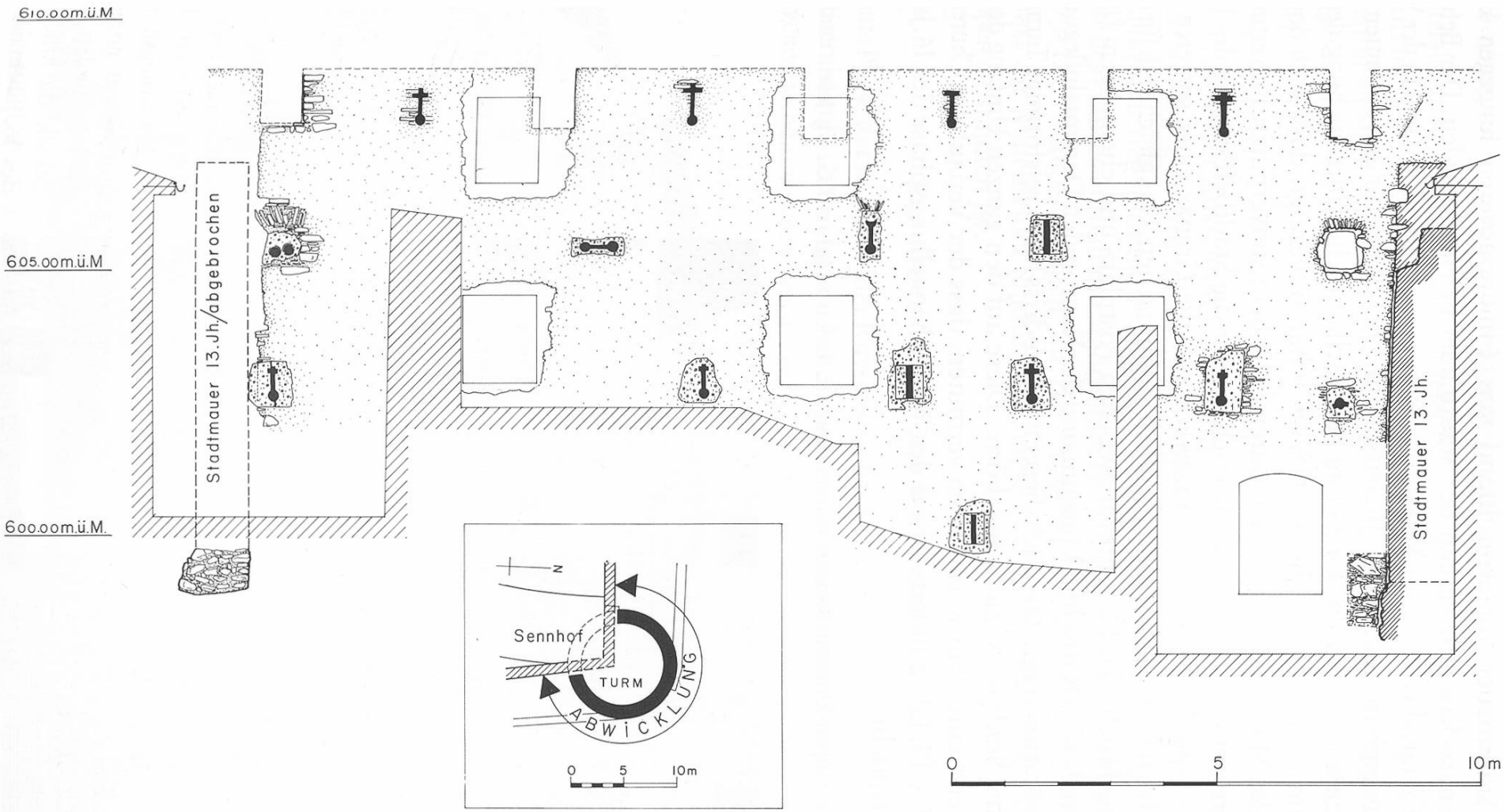


Abb. 27: Der Sennhofturm, ein Neubau aus dem 16. Jh., Abwicklung. Zeichnung Kantonale Denkmalpflege

Zur Stadtmauer vor dem Brand von 1464 existieren hingegen keinerlei Ansichten, welche den Verlauf der Stadtmauer belegen würden. Der Befund am Karlihof zeigt, dass dort der Verlauf der Ringmauer des 13. Jh. jenem der Wiederherstellungsphase aus dem 16. Jh. entspricht. Dies dürfte für den gesamten Verlauf der Ringmauer zutreffen. Eine erste baugeschichtliche Untersuchung der Stadtmauer am Arcas in den Jahren 1978/1979 hat aufgezeigt, dass auch dort beide Phasen des Mauerbaus vorhanden waren.[7] Der heute unverputzte Pulverturm oder Malteserturm weist im unteren Bereich das für die Stadtbefestigung des 13. Jahrhunderts typische Bollensteinmauerwerk auf, die Grenze einer späteren Aufhöhung ist bei näherer Betrachtung deutlich auszumachen. Das gleiche gilt für den erst 1966 abgebrochenen Hexenturm zwischen Postplatz und ehemaligem Untertor. Eine damals vom Rätischen Museum und der Kantonalen Denkmalpflege erstellte Dokumentation zeigt, dass auch dieser im Grundriss halbkreisförmige Turm bereits der älteren Stadtbefestigung angehörte. Diese auf den ganzen Umfang der Stadtmauer verstreuten Hinweise lassen vermuten, dass der Verlauf der Churer Stadtmauer des 13. Jahrhunderts jenem der Wiederherstellungsphase des 16. Jahrhunderts entspricht.

[7] Die damaligen Untersuchungen wurden von Dr. Lukas Högl und Georg Jenny durchgeführt.

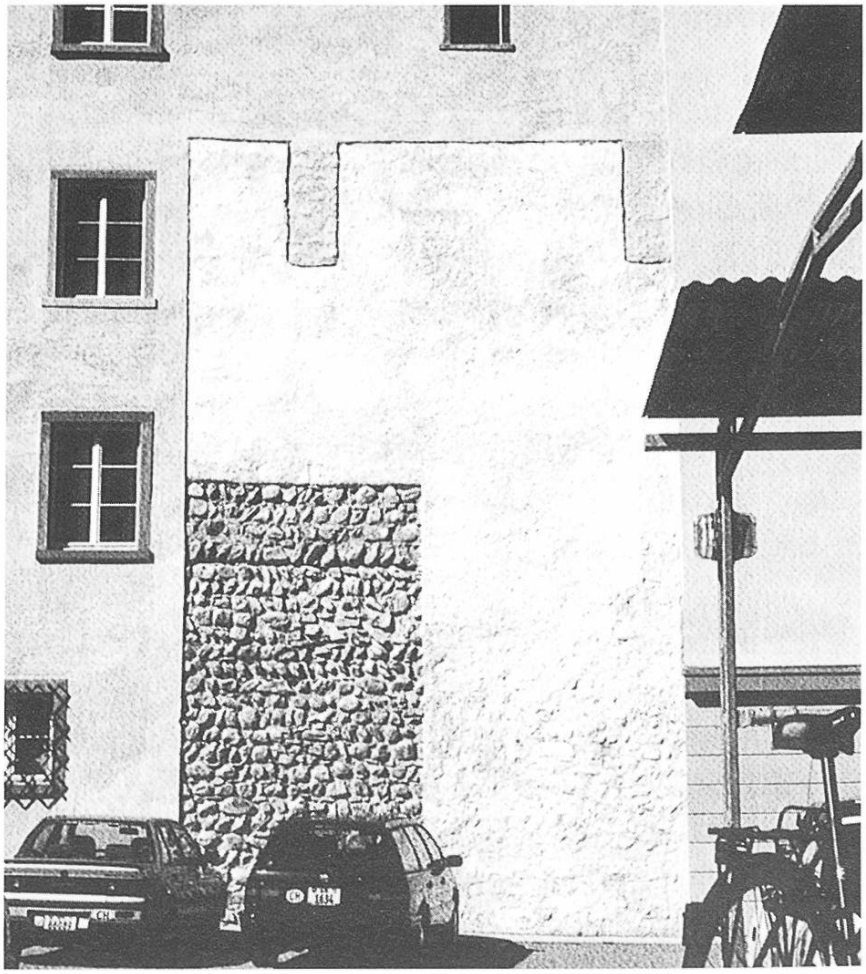


Abb. 28:
Ausschnitt der Churer Stadtmauer am Karlihof. Der unverputzte Teil zeigt die Erhaltungshöhe der Stadtmauer aus dem 13. Jahrhundert, weiss gekalkt die Erneuerung des 16. Jahrhunderts.

Die Stadtmauer von Maienfeld

Das mittelalterliche Städtchen Maienfeld entwickelte sich wohl im Anschluss an den bereits um 840 erwähnten Königshof (curtis Lupinis). Die Vereinigung zweier Routen an dieser Stelle schuf günstige Bedingungen für die Entwicklung einer Stadt. Wann die Siedlung Stadtrechte erhielt, ist nicht bekannt; eine erste Erwähnung findet sich erst 1434.

Im Zusammenhang mit der Renovation des alten Pfrundhauses konnte 1993 erstmals ein grösserer Ausschnitt der Stadtmauer von Maienfeld baugeschichtlich untersucht werden. Das Pfrundhaus liegt nördlich der evangelischen Kirche und ist an die Innnenseite der Stadtmauer angebaut. Das Umbauprojekt sah vor, die in der Rückseite des Hauses enthaltene Stadtmauer freizulegen und sichtbar zu belassen (Abb. 29). Die Untersuchungen an der Aussenseite dieses noch erhaltenen Abschnittes der Maienfelder Stadtmauer zeigten, dass auch sie in verschiedenen Bauetappen entstanden ist.

Die älteste Maienfelder Stadtmauer

Eine älteste Phase der Maienfelder Ringmauer ist in ihrem unteren Bereich erhalten. Die Mauer ruht auf 1,20 m starken Fundamenten, welche 60 cm tief fundiert waren. Das aufgehende Mauerwerk weist noch eine Stärke von genau 1,0 m auf. Diese

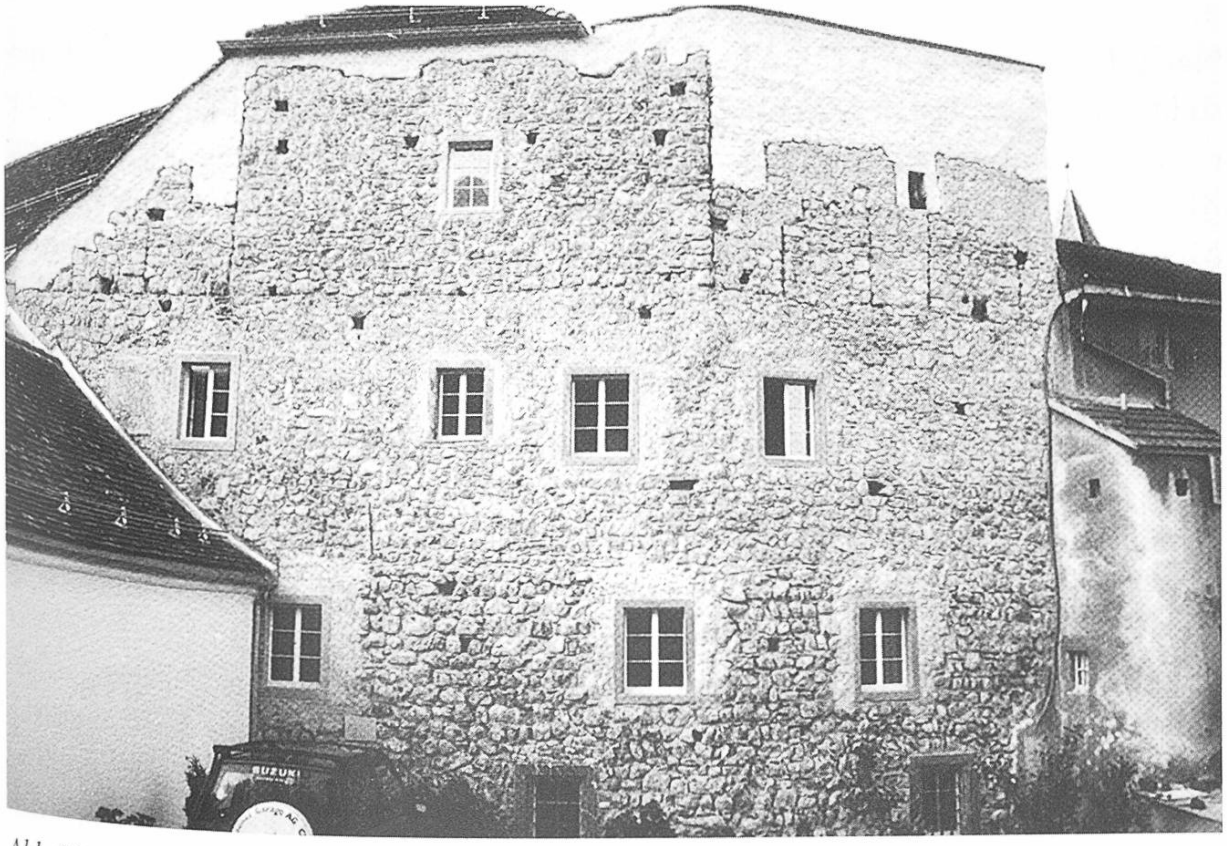


Abb. 29: Maienfeld, Pfrundhaus, Fassade mit freigelegter Stadtmauer.

älteste Phase ist noch 4,50 m hoch erhalten, dort endet sie in einer klaren Abbruchlinie (Abb. 30, Phase 1). Das Mauerwerk der älteren Mauer ist ausschliesslich aus Bollensteinen sauber lagenhaft gefügt. Die grösseren Steine bestimmen die Stärke der Steinlagen, kleinere Steine wurden in den Lagen schräg gestellt, damit sie die Mauerungslagen auszufüllen vermochten (opus spicatum).

Die ältere Stadtmauer war ursprünglich unverputzt. An der freigelegten Maueroberfläche fanden sich deutliche Spuren eines Brandes, die ältere Mauerphase muss durch einen Brand zerstört worden sein. Nach diesem Brand war die ältere Stadtmauer bis auf die noch vorhandene Erhaltungshöhe abgetragen worden.

Vergleicht man das noch vorhandene Mauerwerk der ältesten Stadtmauer von Maienfeld mit der Churer Stadtmauer aus dem 13. Jahrhundert, so stellt man auffallende Parallelen fest. Beide weisen aufgehend eine Stärke von genau 1,0 m auf. Das Mauerungsbild ist praktisch identisch, vor allem die durchgehenden Lagen mit den zum Teil schräg gestellten Steinen und die zum Ausgleichen der Lagen horizontal eingelegten plattigen Steine ergeben ein verblüffend ähnliches Mauerbild (Abb. 32, S. 155). Beide Mauern waren ursprünglich unverputzt und schliesslich wurden beide Mauern durch Brand zerstört. So gesehen dürfte auch die ältere Ringmauer von Maienfeld ins 13. Jahrhundert zu datieren sein. Zerstört wurde sie wohl vom Stadtbrand von 1458, dem grössten Brand in der Geschichte von Maienfeld.

Der Wiederaufbau der Stadtmauer

Nach dem Brand von 1458 wurde die Stadtmauer von Maienfeld wieder hergestellt. Der obere Teil der älteren Stadtmauer wurde dabei bis auf die noch vorhandene Höhe abgetragen, auf den stehengelassenen Resten baute man die neue Mauer wieder auf. Die neue Mauer wurde in einem Zug bis auf eine Höhe von ca. 8 Metern über Terrain gebaut. Dort findet sich eine erste horizontale Baunaht in der neuen Ringmauer, auf dieser Höhe war der Mauerungsvorgang unterbrochen worden. Es darf angenommen werden, dass auf dieser Höhe der Wehrgang zur neuen Mauer angelegt wurde (Abb. 30, Phase 2).

Über der Baunaht (Wehrgang) wurden zwei verschiedene Elemente aufgesetzt. Etwa in der Mitte der untersuchten Fassadenfläche steht eine etwa 6,50 m breite Schildmauer markant auf. Diese ist nicht mehr in ihrer ganzen Höhe erhalten, beim Bau des heutigen Pfrundhauses wurde sie oben abgetragen. Die Schildmauer wies ursprünglich einen oberen Abschluss mit drei Zinnen auf, in der Mitte der Mauer war ein Fenster angelegt. Die Schildmauer dürfte ca. 4 m über den Wehrgang aufgeragt haben. Beidseitig der aufstehenden Schildmauer waren über dem Wehrgang etwa 1.50 m hohe Zinnen aufgesetzt. Die dazwischen liegenden Zinnenluken waren bis auf das Niveau des Wehrganges offen, Schutz fand man nur hinter den knapp mannshohen Zinnen; eine Brüstung fehlte.

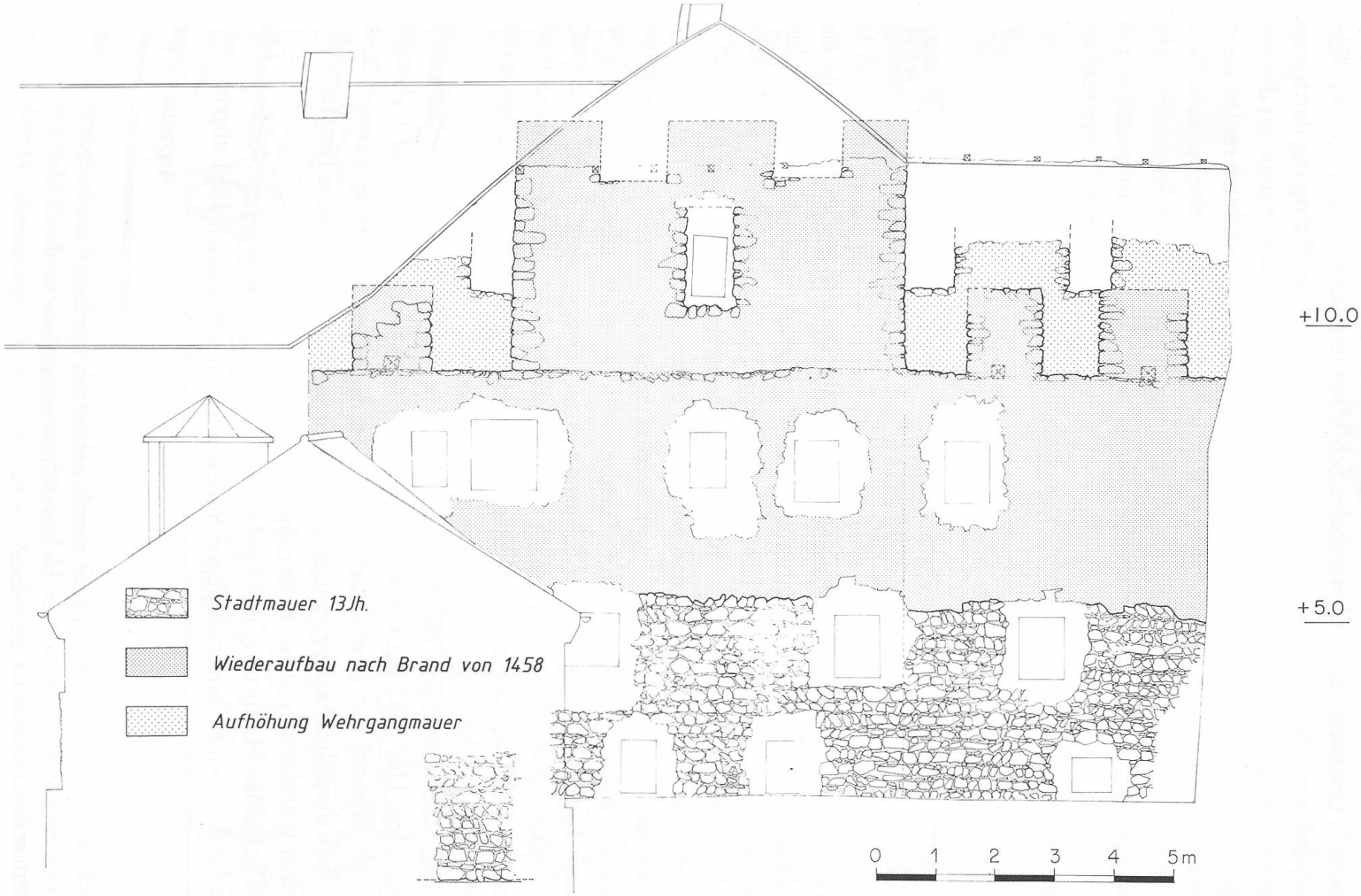


Abb. 30: Maienfeld, Pfrundhaus, Ansicht mit den 3 Phasen der Stadtmauer. Zeichnung Kantonale Denkmalpflege

Diese über dem Wehrgang aufgesetzten Elemente dürften die Silhouette der nach dem Brand von 1458 wieder aufgebauten Ringmauer von Maienfeld geprägt haben. In gewissen Abständen standen Schildmauern turmähnlich über dem Wehrgang auf, zwischen den einzelnen Schildmauern war der Wehrgang durch knapp mannshohe Zinnen geschützt. Derartige Schildmauern kennt man aus dem Burgenbau, es ist dies die vereinfachte Form eines Turmes. Tatsächlich sind im ganzen Verlauf der Stadtmauer von Maienfeld keine eigentlichen Türme bekannt. Die an Stelle von Türmen aufgesetzten Schildmauern dürften über den Stadttoren und bei markanten Richtungsänderungen im Verlauf der Stadtmauer aufgesetzt gewesen sein. So zeigt eine Ansicht von Johannes Meyer aus dem Jahre 1674 eine hoch aufstehende Schildmauer über dem Lindauer- oder Sarganserior (Abb. 31).

Die Aufhöhung der Wehrgangmauer

In einer jüngsten Umbauphase der Maienfelder Ringmauer wurde die Brüstungsmauer über dem Wehrgang aufgehöht. Die bis zu diesem Zeitpunkt bestehenden Zinnen waren direkt auf dem Niveau des Wehrgangs aufgesetzt, im Bereich der Zinnenluken war der Wehrgang ungeschützt. Diese Schwachstelle erfuhr eine nachträgliche Korrektur. Die bestehenden Zinnenluken wurden vermauert, darüber setzte man einen neuen Zinnenkranz mit 2 m breiten Zinnen auf (Abb. 30, S. 153, Phase 3). Dieser obere Abschluss mit den breiten Zinnen ist heute noch an den erhaltenen Stadtmauerteilen von Maienfeld sichtbar.

An der Aussenseite der Stadtmauer verlief ein Stadtgraben in einem Abstand von etwa 6 m parallel zur Ringmauer. Zumindest der innere Grabenrand war von einer Mauer begleitet, zwischen der Ringmauer und dem Graben dürfte ein Zwinger bestanden haben. Die den inneren Grabenrand begleitende Mauer wurde in der jüngsten Umbauphase nochmals instand gestellt, der Graben dürfte schon mit der ältesten Phase der Stadtmauer bestanden haben.

Die Stadtmauer von Maienfeld hat wohl bis ins 17. Jahrhundert durchgehend bestanden. Um 1643 baute Oberst Andreas Brügger den Haupttrakt des heutigen Sprecherhauses mit den beiden in den Stadtgraben gestellten Türmen. Dieser Neubau durchbricht die zu eng gewordene Stadtmauer, der innere Umgang auf der Mauer war danach nicht mehr möglich.

Die beiden Haupttore, das Lindauer- oder Sarganserior gegen Norden und das Mailänder- oder Churertor gegen Süden wurden schliesslich 1861 abgebrochen.

Augustin Carigiet

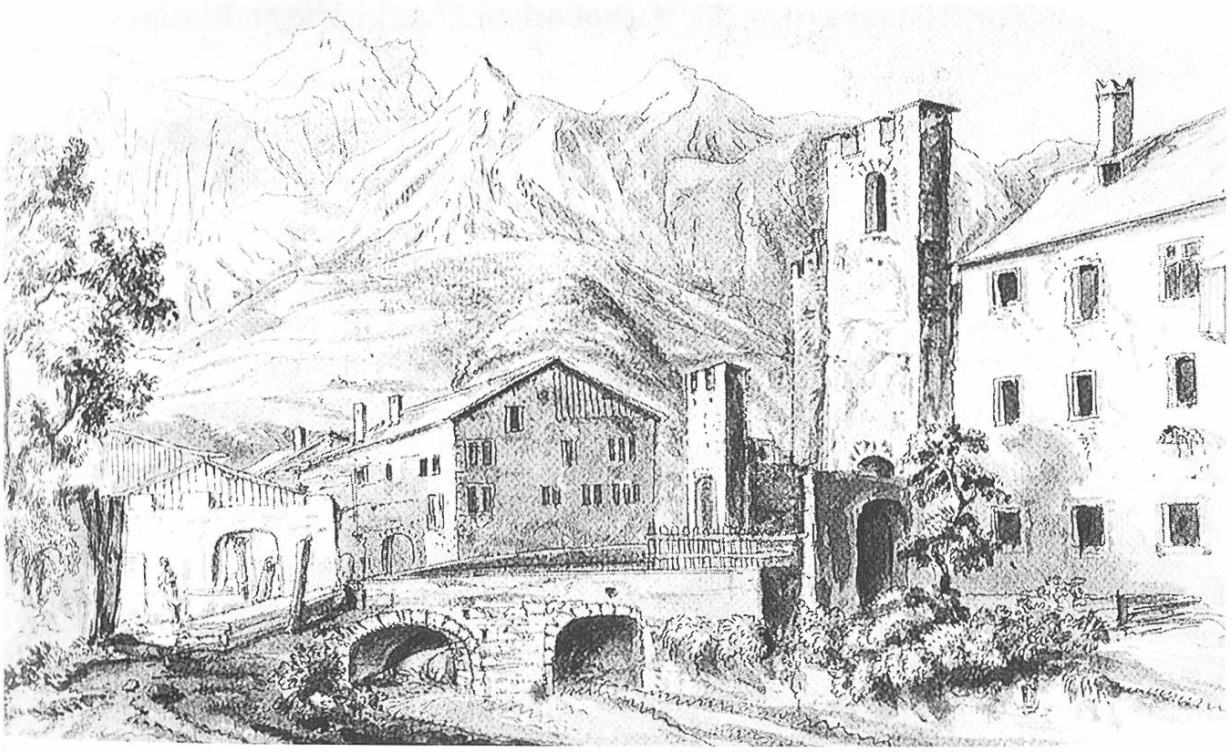


Abb. 31: Stadtansicht von Maienfeld (Lindauer-Tor). Zeichnung von Joh. Meyer, dat. 1674

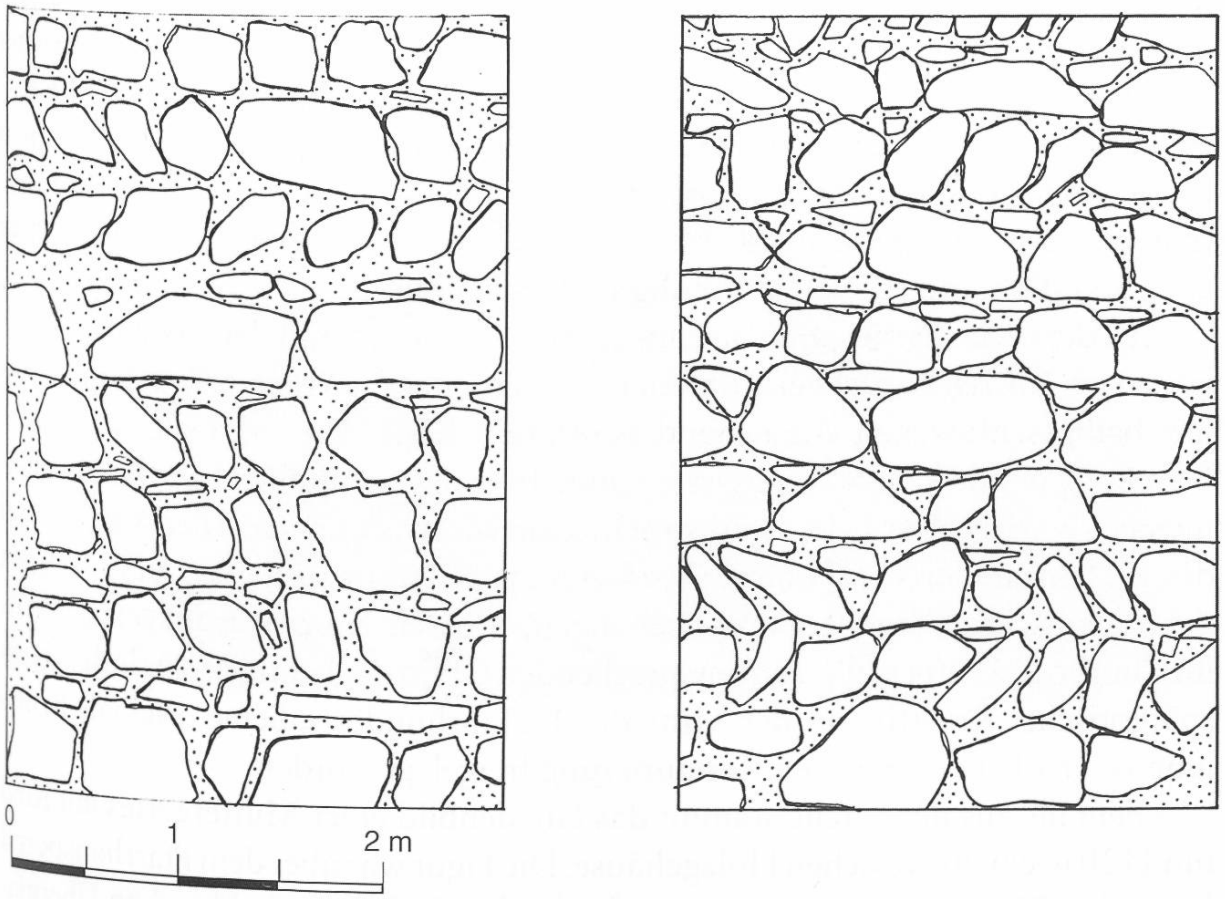


Abb. 32: Steingerechter Ausschnitt der beiden älteren Stadtmauern von Chur und Maienfeld; links die ältere Stadtmauer von Maienfeld, rechts die Churer Stadtmauer aus dem 13. Jahrhundert Zeichnung Kantonale Denkmalpflege

Zur Restaurierung der katholischen Pfarrkirche St. Blasius in Tinizong

Die Pfarrkirche St. Blasius ist in ihrer heutigen Gestalt ein Bauwerk des Hochbarocks, aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Ihre Vorgängerin wurde beim Dorfbrand von 1610 beschädigt, und sie wird im Jahr 1623 immer noch als baufällig bezeichnet. Zwanzig Jahre später, 1643, hatte der Tessiner Baumeister *Paolo Torella* aus Carona ein neues Kirchenschiff gebaut. Weitere zwanzig Jahre später, 1663, erfolgte die Schlussweihe des Neubaus mit drei Altären.

Die Kirche hat ein nach Westen gerichtetes dreijochiges Langhaus mit Seitenkapellen, im Westen ist das dreiseitig geschlossene Altarhaus angefügt. Die Fenster im Schiff liegen über dem Gesimse. Wohl erst einige Jahre nach der Vollendung der reichen Ausstuckierung des Chorgewölbes durch Misoxer Stukkateure erfolgte die Ausmalung durch den Feldkircher Maler *Johann Rudolf Sturn*. Sturn malte auch Altarbilder in der Kathedrale Chur, in Alvaschein, in Cabbiolo, in Trun-Darvella und in der Kapuzinerkirche Mels. Zudem sind die Wand- bzw. Deckenbilder in den Kirchen von Mon und Lumbrein sein Werk. Auffallend ist die enge Beziehung dieses Malers zum Kapuzinerorden, der damals im Oberhalbstein Hauptauftraggeber im Kirchenbau war. Die Deckenmalerei Sturns strahlt heute in alter Frische, nachdem die Übermalungen entfernt worden sind. Wie die Archäologen anhand begrenzter Teilgrabungen nachgewiesen haben, ist die heutige Barockkirche der fünfte Kirchenbau an dieser Stelle.[8] In einem Zeitraum von mehr als achthundert Jahren haben in Tinizong mehr als 35 Generationen zum Schmuck des Gotteshauses beigetragen. Dieses stets gemehrte Kulturgut zeugt von der pietätvollen Erhaltung, aber auch von der mutigen Neugestaltung im Kirchenraum.

Aus dem Klostermuseum Disentis ist vor dreissig Jahren der romanische Kruzifix nach Tinzen zurückgekehrt. An einem erneuerten Kreuz hängt der Christus mit halbgeschlossenen Augen und geneigtem Kopf. Die originale romanische Bemalung wurde bereits vor dreissig Jahren freigelegt. Auffallend ist die mit Punktmustern verzierte Borte des Lendentuches, ein Motiv, das auch in der Wandmalerei des 12. Jahrhunderts vorkommt. Der Gekreuzigte hat ursprünglich im Chorbogen der romanischen Vorgängerkirche gehangen, oder sein Kreuz war auf einem Balken im Chorbogen aufgestellt. Am entsprechenden Ort in der heutigen Kirche hängt ein spätgotischer Kruzifix aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. Seine originale Bemalung ist erst bei der jüngsten Restaurierung freigelegt worden.

Ebenfalls aus der Kirche stammt das Gnadenbild einer Muttergottes mit Kind um 1420 in einem gotischen Holzgehäuse. Die Figur war über dem Pfarrhausportal lange der Witterung ausgesetzt, trotzdem haben sich unter zahlreichen Übermalungen bedeutende Teile der Originalfassungen erhalten.

[8] Vgl. Janosa Manuel, Die Pfarrkirche St. Blasius in Tinizong. JHGG 1993, S. 110 ff.

Abb. 33: Blick zum Chor – spätgotischer Hochaltar und hochbarocke Seitenaltäre; originale, restaurierte Bodenplatten

Hauptstück der Kirchenausstattung ist der spätgotische Flügelalter, der 1512 in der Werkstatt Jörg Kändels in Biberach geschaffen wurde. Ein ausgezeichnet erhaltenes Werk süddeutscher Bildhauer- und Fassmalerkunst der Spätgotik. Die Werktagsseite der Flügel zeigt die Beweinung und Grablegung Christi, wobei sich der Maler die Holzschnitte von Albrecht Dürers «Grosser Passion» zum Vorbild genommen hatte.[9]

Dieser spätgotische Altar ist nicht wie jene in Alvaneu oder Degen in der Barockzeit umgebaut worden; lediglich der Unterbau mit Leuchterbank, Anschlusswänden, Durchgangstüren und Reliquienschränken ist samt dem Altarvorsatz, dem Antependium, in reichem Barockstil geschnitzt, bemalt und vergoldet. Zu dieser barocken Einheit gehören auch die bemalten Chorbänke, die zwar den Chorraum beschränken, aber zugleich auch würdig einfassen. Das Chorgewölbe mit seinem reichen Schmuck an barocker Stukkatur und Malerei schwebt wie ein kostbarer Baldachin über dem gotischen Altarretabel. Die Untersicht des Chorbogens ist ebenfalls stuckiert und bemalt, während über dem Bogenscheitel das Kapuzinerwappen prangt. Beidseits des Chorbogens ist mit lebensgrossen Stuckfiguren die Verkündigung Mariae dargestellt. Der rechte Chorschulteraltar mit dem Altarbild des heiligen Fidelis von Sigmaringen und gedrehten Säulen ist um 1730 gebaut worden, sein Pendant zur Linken, mit Laurentius von Brindisi, entstand wohl eine Generation später, um 1760. Dieselben bewegten Formen des Rokoko zeigen auch beide Antependien.

Ebenfalls um 1760 (eine Renovation der Kirche ist 1764 belegt) schuf man den reichgezierten Rosenkranzaltar in der Nordseitenkapelle. Seine originale Fassung ist unter Übermalungen und vergilbten Firnissen wieder in strahlender blau-roter Marmorierung zum Vorschein gekommen. Die Seitenfiguren Dominikus und Katharina sind barocke Originale, leider ist die Muttergottes eine spätere Zutat aus dem 19. Jahrhundert. Aus der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts stammen auch die Kanzel und der Josefsaltar in der Südseitenkapelle. Altar und Kanzel haben ihre hellen, klassizistischen Farben und Vergoldungen wieder zurückgewonnen, dank der Kunst und Beharrlichkeit der Restauratoren. Die originale barocke Bemalung ist auch an den Türen zum Turm und zur Sakristei sowie am Wandkasten und Fahnenschrank freigelegt und teilweise rekonstruiert worden.

Ein besonderer Glücksfall bildet der barocke Steinplattenboden aus grauem einheimischem Kalkstein. Bei der Renovation von 1925 hatte man einen Zementplattenboden darübergelegt und dazu den Steinplattenboden tausendfach mit dem Spitzhammer angehickt. All diese Schäden haben die Steinrestauratoren in aufwendiger Geduldsarbeit geflickt, so dass heute der originale Steinplattenbelag auf dem ursprünglichen Niveau den Barockraum in seiner echten Grösse zeigt.

[9] Dosch Luzi, Albrecht Dürer. Die Passion. Savognin 1985. Zum Altar von Tinizong S. 62–69.

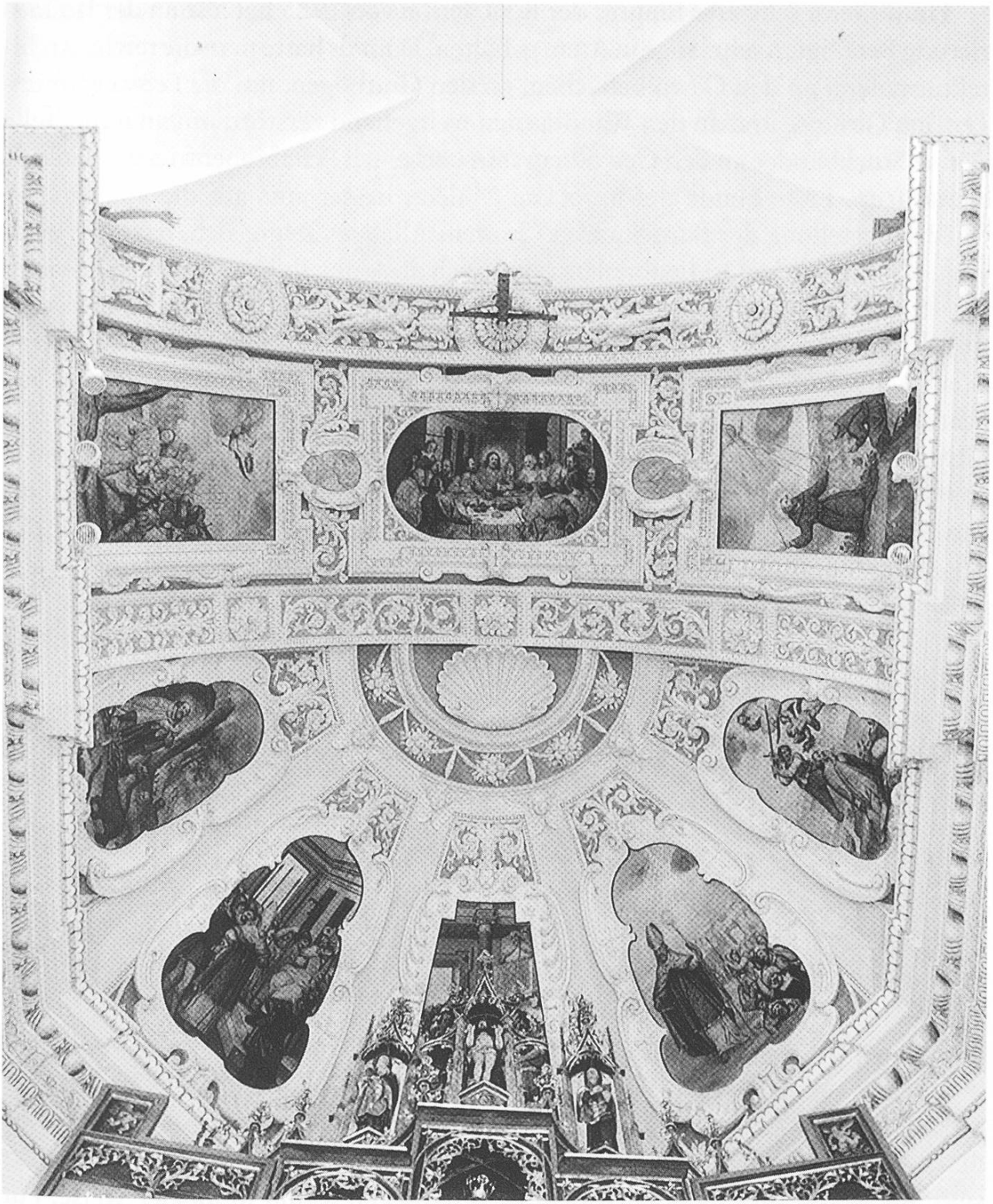


Abb. 34: Chorgewölbe – Misoxer Stuck mit späterer Ausmalung von Joh. Rudolf Sturn

Ein weiterer schwerer Eingriff der Renovation von 1925 hat alle an der Restaurierung Beteiligten sehr lange in Atem gehalten. Damals hatte man die reiche Architekturmalerei an den Gewölbeflächen, an den Gratbogen, um die Fensteröffnungen, am Gesimse und an den Wandlisenen weitgehend zerstört, um an ihrer Stelle dünne Stuckbänder an den Gewölbegraten und einen Schablonenfries am Gesims anzutragen. Erste Funde der barocken Malerei liessen uns auf die vollständige Wiederherstellung der Barockmalerei hoffen. Allein es zeigte sich, dass nur noch wenige Prozente der Originalmalerei, und auch diese nur als Untermalung, erhalten waren, die Hauptsache hatten eifrige Malergesellen im Jahre 1925 bis auf den Putzgrund abgeschabt! Die Wiederherstellung aufgrund so geringer Reste wäre eine verantwortungslose Fälschung gewesen, besonders in einer Kirche, in der so viel echte Ausstattung erhalten ist. Die Malerei in den Gewölbeflächen bestand ehemals nicht nur aus Ranken und Bändern, sondern auch aus menschlichen Figuren, wohl ebenfalls das (verlorene) Werk von Johannes Rudolf Sturn, dem Meister der Chorgewölbemalerei. Als Zeugen einstiger Pracht sind über der Orgelempore und in der Scheiteltonne der Südkapelle geringe Reste sichtbar konserviert worden.

Dagegen fanden die Restauratoren genügend Elemente, um die Bemalung des Kranzgesimses in Schiff und Chor zu rekonstruieren. Besonders, weil sich die Formen der Ranken beim Benetzen ablesen liessen und weil im Emporenbereich (hinter der ehemaligen Orgel) der Rankenfries weitgehend erhalten war. Die Stuckimitation als Graumalerei am Gesims war ebenfalls in grösseren Stücken erhalten geblieben. Diese Gesimsmalerei ist nur ein Rest der einst vollständigen Raummalerei des Barocks, sie mahnt uns zum verantwortungsvollen und vorsichtigen Umgang mit der Originalsubstanz.

Die Richtlinie für das Restaurierungskonzept war hauptsächlich der barocke Zustand der Kirche. Die entstellenden Zutaten von 1925, nämlich die dünne Stuckierung der Gewölbegrate und die Schablonenmalerei an Gurten und Gesimsen wurden zugunsten des barocken Gesamtbildes geopfert. Ebenso entfernte man das störende senfgelbe Wandtäfer von 1925 und den Zementplattenboden. Die mit gelben Randfriesen verglasten Eisenfenster wurden ebenfalls aufgegeben und durch Holzfenster mit bleiverglasten Rundscheiben ersetzt, wie sie durch ein barock gemaltes Blindfenster an der Turmseite in Mass und Form belegt sind. Ihr strahlendes Licht entspricht dem barocken Raum in idealer Weise. Für Abendgottesdienste sind drei in Tinizong gebrauchte historische Leuchter des 19. Jahrhunderts in aufwendiger Weise restauriert worden, ihr Licht lässt den Barockraum auch nachts festlich erstrahlen.

Das letzte Glied in der Kette barocker Formen bildet die um 1815 entstandene Empore mit geschweifter Brüstung. Sie ist wohl gleichzeitig mit der Orgel des Silvester Walpen entstanden. Walpens teilrekonstruierter Orgelprospekt zeigt in seiner zweiten Fassung nochmals spätestbarocke Buntheit, während die Orgel-

Abb. 35: Orgelempore mit rekonstruierter Orgel (Orgelbaufirma Kuhn in Männedorf ZH)

empore in Weiss- und Goldtönen bereits die Farbfeindlichkeit des Klassizismus erkennen lässt.

Die meist komplexen Entscheidungen dieser aufwendigen Restaurierungsarbeit wurden von den am Bau Beteiligten in Baukommissionssitzungen, Bauplatzbegehungen und Besprechungen in den Restaurierungswerkstätten diskutiert und zu einvernehmlichen Lösungen geführt. Die Kirchgemeinde Tinizong als Bauherrschaft wurde von ihrem Präsidenten, Gila Cott, als Leiter der Baukommission vertreten. Für das Projekt und die Durchführung der Restaurierung waren Architekt Rudolf Fontana und sein Mitarbeiter Peter Herren, Domat/Ems, verantwortlich. Die Wand- und Deckenmalerei und zwei Seitenaltäre restaurierte Jörg Joos, Restaurator, Andeer. Der Hochaltar, die Choraltäre und das Chorgestühl waren in der Obhut von Herrn Prof. Oskar Emmenegger, Restaurator, Zizers. Die rekonstruierte Orgel baute die Firma Kuhn AG in Männedorf. Als Experte der Eidgenössischen Kommission für Denkmalpflege amtete deren Vizepräsident, Dr. Alfred Wyss, Basel.

Wie erwähnt, haben rund 35 Generationen dieses Gotteshaus geschmückt. Es war unserer Generation hauptsächlich vorbehalten, die wertvolle Substanz zu konservieren und in ihrer alten Leuchtkraft wieder zum Strahlen und Klingen zu bringen. Ambo, Altar und Osterleuchter wurden von Architekt Rudolf Fontana und seinem Mitarbeiter Thomas Ott gestaltet. Als schlichte, aber selbstbewusst eigenständige Beiträge unserer Zeit werden sich die neugestalteten liturgischen Orte würdig in diese lange Reihe schöpferischer Kunsttätigkeit und aktiver Kunstförderung einfügen.

Hans Rutishauser

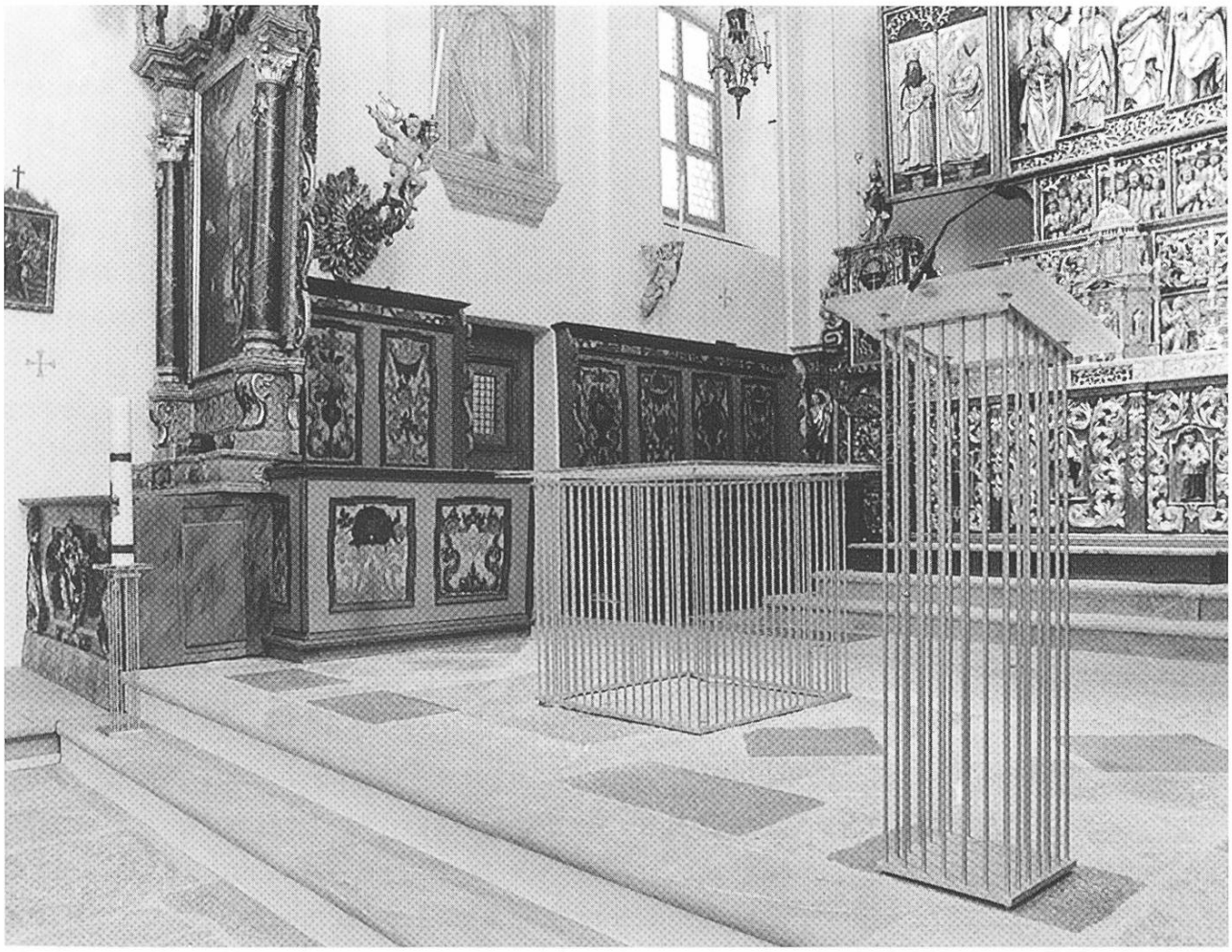


Abb. 36: Chorraum mit neuem Altar, Ambo und Osterleuchter; Stahl/Glas-Konstruktion des Architekturbüros Fontana, Domat/Ems

Fenster, die Augen des Hauses

Vor genau hundert Jahren ist die fünfte Auflage von Meyers Konservations-Lexikon in Leipzig und Wien herausgegeben worden. Darin wird im Band sechs, Seite 188, zum Stichwort Fenster festgehalten:

> «Fenster (v. lat. fenestra), Öffnung in den Umfassungswänden der Gebäude, durch welche den Räumen derselben Licht und Luft zugeführt werden, und die in der Regel Verschlussvorrichtungen erhalten; dann auch diese Verschlussvorrichtungen selbst.»

Fenster sind also zunächst die leeren Öffnungen, vom einfachen Lüftungsloch am spätgotischen Bohlenständerbau, dem Haus zum Meerhafen in Chur (vgl. Abb. 24, S. 145) bis zum riesigen spätromanischen Kirchenfenster in der Westfassade der Kathedrale Chur (Abb. 37).

Grösse und Verteilung von Fensteröffnungen sind bei Restaurierungsvorhaben historischer Bauten oft Anlass für Diskussionen zwischen Architekt, Bauherr und Denkmalpfleger. Neue Nutzungen und neue Technik führen zum Wunsch nach mehr Licht und Luft. Eine Entwicklung, die wir – seit dem Hochmittelalter des 12. und 13. Jahrhunderts – bis heute feststellen. Bei mittelalterlichen Burgtürmen werden die schmalen Lichtscharten zugunsten von vergrösserten Fenstern mit Sitznischen aufgegeben. Was an Wehrhaftigkeit verlorengeht, wird an Wohnlichkeit gewonnen. Dieselbe Entwicklung ist auch in fast allen Kirchen beim Übergang von der Romanik zur Gotik zu beobachten. Die kleinen romanischen Rundbogenfenster in der Kirche Sta. Maria von Lantsch/Lenz wurden vermauert und durch gotische Masswerkfenster von vielfacher Grösse ersetzt.[10]

Geschichte des Fensterverschlusses

Das uns heute geläufige Material für Fensterverschlüsse, Fensterglas in Holzrahmen, ist in römischen Landhäusern des Schweizerischen Mittellandes nachgewiesen. Ob die Fenster unserer spätantiken Sakralbauten (Baptisterium von Riva San Vitale, Oberkirche der Grabkirche St. Stephan in Chur) ebenfalls mit verglasten Fenstern verschlossen waren, ist nicht nachgewiesen. Ebenso fehlen sichere

[10] Vgl. zum ganzen Aufsatz:
Kleine Fenster, Beiträge zur Fensterdiskussion heute. Katalog der Ausstellung der Handwerkspflege in Bayern. München 1990. Vor allem die Kapitel:
Fensterrestaurierung (S. 70–77),
Zur Erhaltung historischer Fenster (S. 78–85),
Bauphysikalische Eigenschaften verschiedener Fenstertypen (S. 86–97).

Harald Giess, Fensterarchitektur und Fensterkonstruktion in Bayern, vom ausgehenden 18. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg. Arbeitsheft 39. Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, München 1990.

Sabine Lietz, Das Fenster des Barock. Fenster und Fensterzubehör in der fürstlichen Profanarchitektur zwischen 1680 und 1780. München 1982.

Abb. 37: Chur: Westfassade der Kathedrale mit zentralem Rundbogenfenster. Aquarell von 1829

Befunde für die Fenster karolingischer Kirchen in Graubünden. In der recht grossen Öffnung des Mittelapsisfensters von Müstair (um 800) ist sicher mit einem durchscheinenden Verschluss zu rechnen. In Frage kommen neben Glas dünn geschliffener Marmor- oder Achatstein, ebenso ist Horn als Glasersatz bis ins 19. Jahrhundert bekannt. Einfachste Lösung bei Profanbauten war wohl der Verschluss mit einem Laden bzw. einem Holzbrett. Im Walserischen sind die Begriffe von Fenster und Fensterladen «balgga» heute noch identisch. Wichtiger als der Lichtdurchlass war wohl der Windschutz. In der Kirche St. Prokulus in Naturns im Vinschgau hat sich ein originaler Holzladen mit Drehangeln in einem kleinen Rechteckfenster erhalten, er könnte noch aus dem 7. Jahrhundert, also aus der Bauzeit der ersten Kirche, stammen.

Kleine Fensteröffnungen an Wohnhäusern waren wohl auch mit Tierhäuten (Pergament, Schweinsblasen) oder ölgetränkten Tüchern verschlossen. Karges Licht spendeten kleine Öffnungen in Holzläden, die, wenn zusätzliche Verschlüsse zum Laden fehlten, ebenfalls eine Dichtung aus Horn, Haut oder Tuch aufwiesen. Von diesen Fenstern aus lichtdurchlässigen organischen Materialien haben sich bei uns keine Originale erhalten.

Seit dem Hochmittelalter ist an wichtigen Bauten mit Glasfenstern zu rechnen. Im Totenbuch der Kathedrale Chur (Necrologium Curiense) ist zum Jahr 1312 der Tod des Ritters Ulrich von Flums verzeichnet, der das grosse Fenster über dem Hauptportal anfertigen liess. Sicher eine kostbare bleigefasste Glasmalerei, die wir uns in der Art französischer Kathedralverglasungen oder des allerdings viel kleineren Farbfensters von St. Jakob bei Flums (um 1200, heute im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich) vorzustellen haben. Ein kleines Farbfenster in der Kirche St. Vincenz in Vella-Pleif, eine Stiftung der Herren von Belmont, ist als Kopie am Ursprungsort zu sehen, das Original ist ebenfalls im Landesmuseum Zürich ausgestellt (um 1330). Aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts stammen auch die beiden Farbscheiben mit St. Petrus und St. Florinus im Chor der evangelischen Kirche Bergün. Dort sind Kopien zu sehen, im Rätischen Museum die Originale.

Solch kleine Scheiben waren wohl nur farbige Akzente in den meist einfarbig, grünlichen Rundbleiverlasungen, von denen sich originale Reste in kleinen Rundfenstern und Masswerkfüllungen der spätgotischen Landkirchen Graubündens erhalten haben. Diese Butzenscheiben sind im Kirchenbau vom 15. bis ins frühe 19. Jahrhundert der Normalfall. Dies belegen nicht nur zahlreiche Bodenfunde aus archäologischen Kirchengrabungen, man findet Butzenscheibenbruchstücke oft auch in aufgemauerten Fensterbänken. Im ländlichen Profanbau haben sich die Bleiverglasungen in gedübelten Holzfensterrahmen bis ins 19. Jahrhundert ohne Kittfälze erhalten. Zum Auswechseln zerbrochener Scheiben konnte so ein Fensterflügel durch einfaches Herauslösen von zwei Holznägeln zerlegt und mit dem neuen Glas wieder zusammengefügt werden.

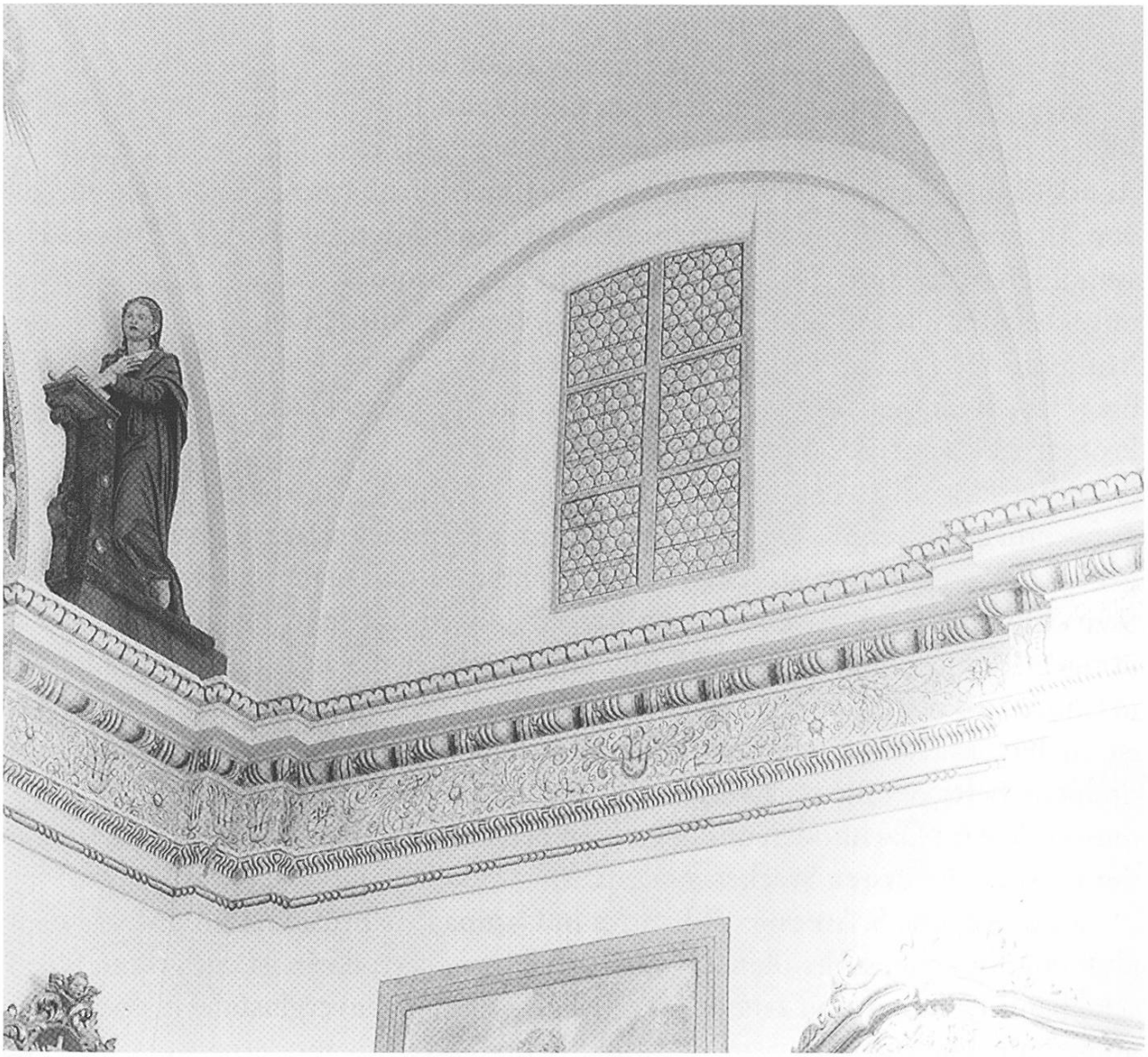


Abb. 38: Tinizong: Blindfenster mit Rundbleiverglasung an der Nordwand gegen den Turm

Nicht selten haben die bleiverglasten Fenster zuerst mit Rundscheiben, später mit sechseckigen Wabenscheiben als Dachgeschossfenster der Bauernhäuser überlebt. Wichtige Zeugen für die ursprüngliche Befensterung von Bauten des 16. bis 18. Jahrhunderts sind die aufgemalten Blendfenster. Meist um der Bausymmetrie willen, sind Fenster dort aufgemalt, wo sie durch verstellende Bauteile nicht tatsächlich ausgeführt werden konnten. Das den unteren Fensterdrittel des Südfensters im Chor der Kirche St. Remigius in Falera verdunkelnde Sakristeidach des 17. Jahrhunderts führte dazu, dass man die geblendete Fensterfläche im Inneren mit Butzenscheiben bemalte.

In den Kirchen von Tiefencastel, Cunter, Savognin und Tinizong sind Butzenscheibenfenster über dem Gesimse gemalt, dort, wo der angebaute Turm kein entsprechendes Fenster zuliess (Abb. 38).

Der Übergang von der Butzenscheiben-Bleiverglasung zum Flachglas hat sich über mehr als hundert Jahre hingezogen. Rudolf von Salis-Zizers, Oberst in französichen Diensten, schrieb seiner Frau Emilia um 1685, sie solle statt der teuren flachen die billigen runden Gläser für die Fenster des Unteren Schlosses anschaffen. Aus dem ausgehenden 17. Jahrhundert haben sich hochbarocke Flachverglasungen von Altarnischen erhalten, meist kunstvoll zugeschnittenes Flachglas mit teilweise vergoldeten Bleirauten, so in der Pfarrkirche St. Antonio Abate von Cauco am Muttergottesaltar um 1660, in der Kapelle St. Joseph in Surcasti eine Nische mit einer Muttergottes um 1689. Im sakralen Bereich waren es zudem die zahlreichen barocken Reliquienschreine, für die man das kostbare Flachglas benötigte, im Profanbereich vor allem grosse Gläser für Spiegel.

In der Pfarrkirche S. Lorenzo von Arvigo ist auf der Turmseite im Chor eine aufwendige Bleiverglasung mit Flachgläsern als Blindfenster aufgemalt. Das sogenannte Rosenspitzmuster zeigt eine Verbindung von Quadraten mit gestreckten Sechsecken. Bei der Restaurierung vor 13 Jahren hat man die rekonstruierten übrigen Kirchenfenster diesem Muster angepasst; ebenso in der Kirche S. Antonio in Cauco, wo das Südfenster im Chor wohl noch ein Original des 17. Jahrhunderts ist. In der Casa Mengotti in Poschiavo ist aus dem Beginn des 18. Jahrhunderts der doppelte Beleg der Bleiflachverglasung nachgewiesen, nämlich Reste der Originalfensterbleie im Dachboden und dieselben Fensterverglasungen als Blindfenster an der Fassade des ersten Stockes aufgemalt.

In der Kapelle S. Antonio di Padova in Campascio/Brusio ist über dem Hochaltar ein dreiteiliges Blendfenster in Nischen eingetieft; darin ist eine ältere Rundscheibenverglasung und eine jüngere Rechteckscheibenverglasung übereinander aufgemalt. Der Wandel vom veralteten Rundglas zum modernen Flachglas ist damit augenfällig belegt. Im Bischöflichen Schloss in Chur sind im Kapellenvorraum holzversprosste Flachglasfenster mit verzinnten Winkelbändern erhalten, die wohl noch auf den Neubau unter Bischof Joseph Benedikt von Rost (1728–1754) zurückgehen. Vermutlich sind dies die ältesten Flachglasscheiben in unserem Kanton in einem Wohngebäude nördlich der Alpen. Im Chor der Kirche St. Thomas in Sevgein sind aus dem Jahr 1731 drei bemalte Kabinettscheiben mit Rechteckgläsern erhalten, die an holländische Vorbilder erinnern.

Verlust des Originals und trauriger Ersatz

Zu diesen kostbaren Originalen im Kirchen-, Museums- und Privatbesitz wird heute Sorge getragen. Im Gegensatz dazu gelten leider die selten gewordenen Originalfenster und Fensterverglasungen des 18. und 19. Jahrhunderts, aber auch des 20. Jahrhunderts immer noch als Verschleissmaterial, das bei Umbau, Renovation, aber auch bei Restaurierungen in der Schuttmulde landet.

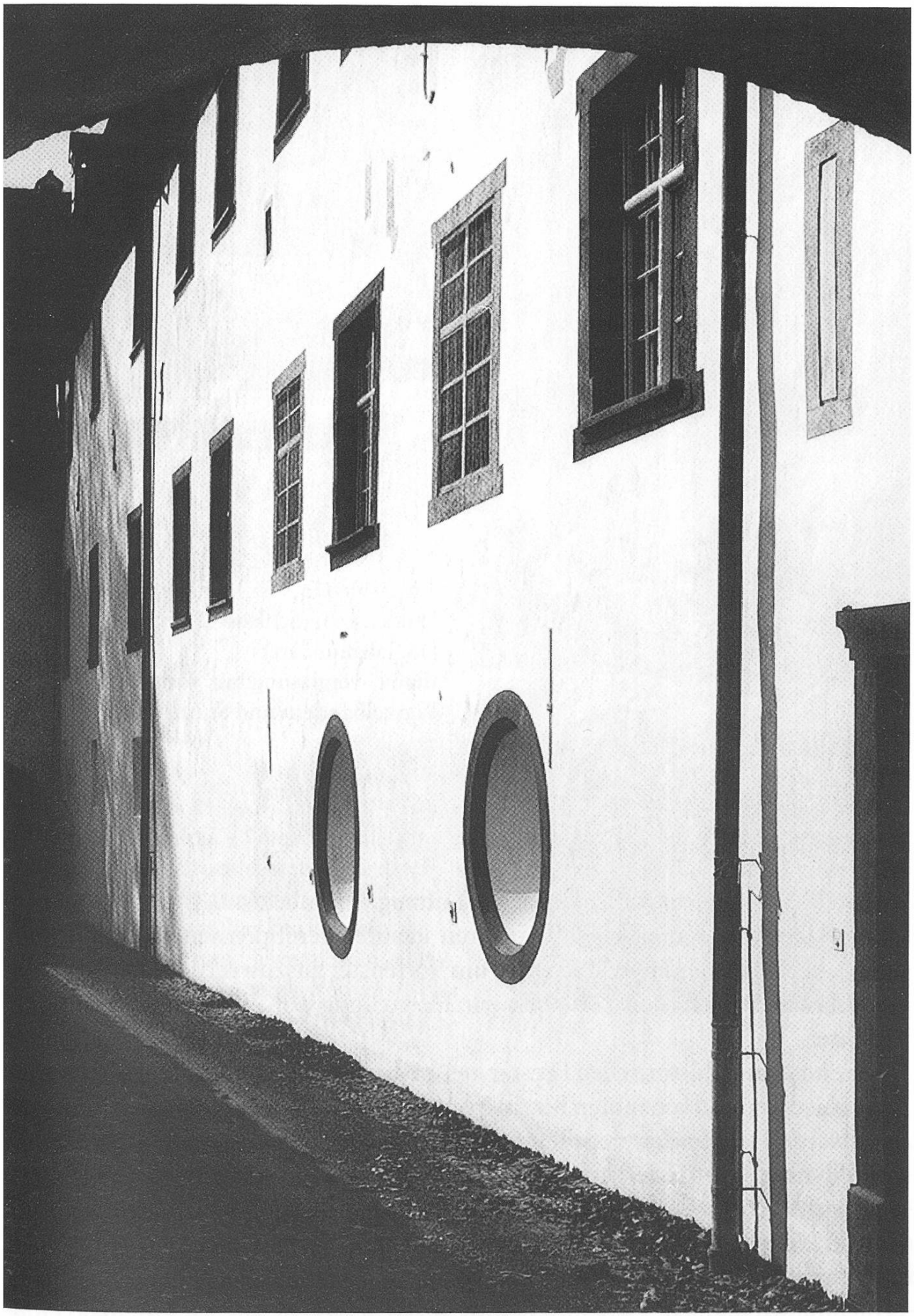
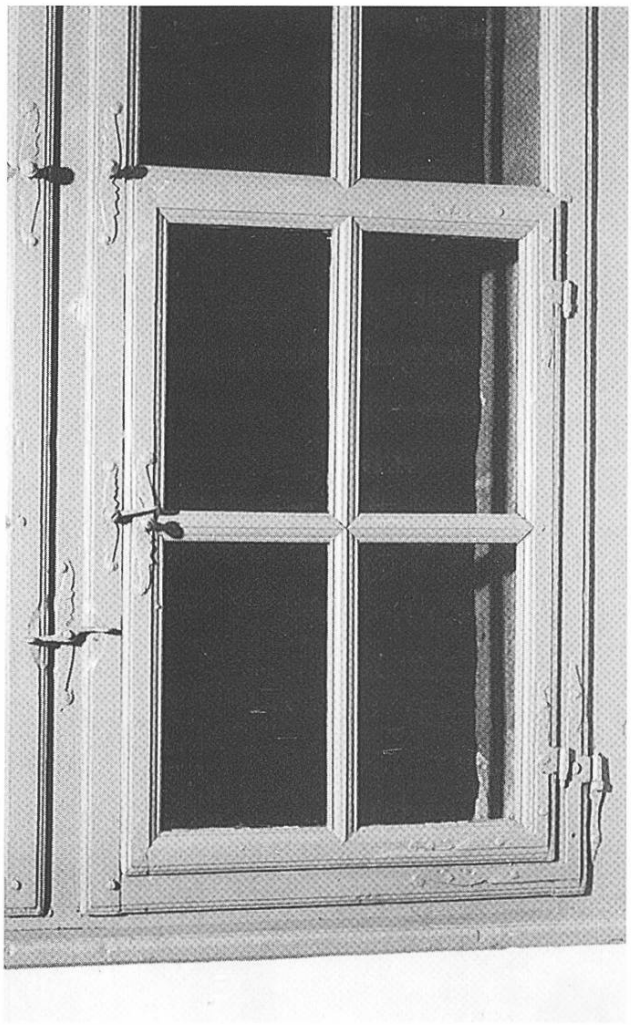


Abb. 39: Haldenstein: Ostfront des Schlosses – Fenster des 18. Jahrhunderts



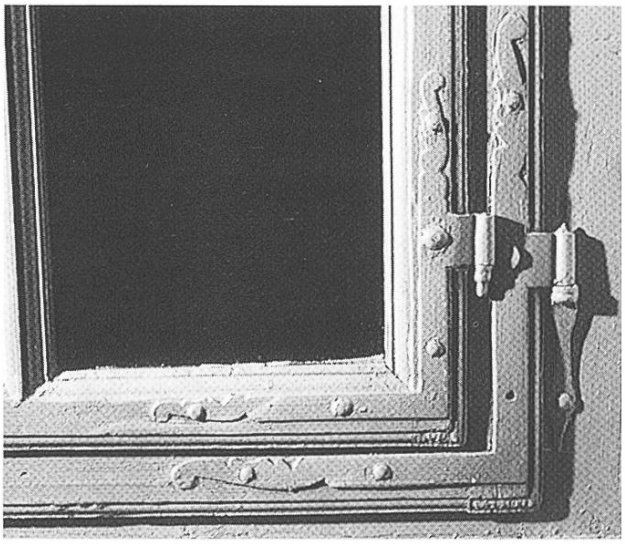


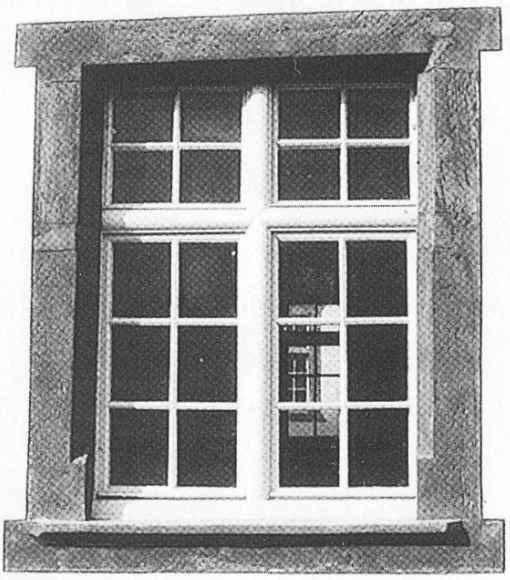
Abb. 40+41:
Haldenstein: Schloss – Barocke Fenster (18. Jahrhundert).
Einfachverglasung mit Vorreibern (links), Winkelbändern und Stützkloben (rechts)

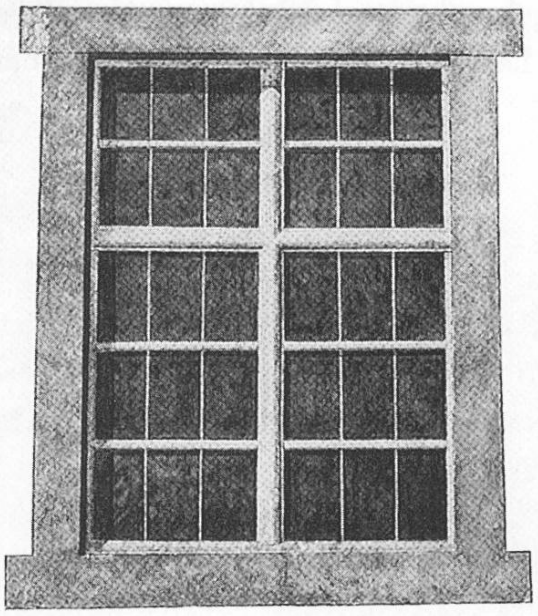
Die Begründung dafür scheint lapidar:

Alte Fenster seien undicht, was zu Luftzug, Lärmbelastung und Energieverschleiss führe, zudem seien sie mit ihren kleinteiligen Sprossen schlecht zu reinigen. Auch fehle heute das Personal, um Vorfenster auszuwechseln. Zudem seien die Schreinerwerkstätten nur noch zur Herstellung von Isolierglasfenstern eingerichtet.

Die kostbaren historischen Fenster aus unverwüstlichem Lärchenholz mit reich geschmiedeten und verzinnten Beschlägen samt edel blitzendem, mundgeblasenem Glas werden – gefördert vom Rat sogenannter Spezialisten – bedenkenlos gegen Metallfenster mit Isolierglas samt Aluminiumsprossen und Gummidichtungen vertauscht.

Alle Probleme hofft man damit gelöst zu haben. Die Reklame hat es ja auch versprochen: diese Fenster seien absolut energiesparend, pflegeleicht, luftdicht und bedienungsfreundlich. Zudem sehen sie – fast – so echt aus wie originale Holzfenster.





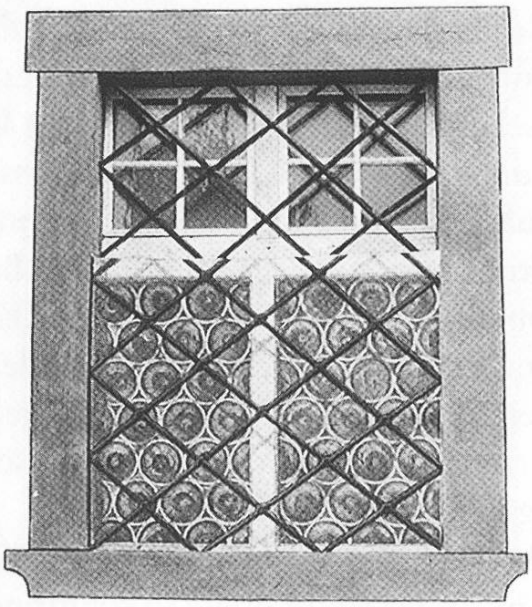


Abb. 42–44:
Haldenstein: Schloss – Oben links: rekonstruiertes Barockfenster mit Doppelverglasung und Holzsprossen – oben rechts: aufgemaltes Fenster mit festem Holzkreuz und bleiverglasten Flachscheiben – unten: teilweise vermauertes Fenster mit Rundbleiverglasung und Gitter als Imitationsmalerei

In Wirklichkeit sind moderne Fenster an einem historischen Bau immer falsch. Der Einbau neuer Fensterstöcke führt meist zu massiven Eingriffen in die Bausubstanz. Die Luftdichtigkeit führt in bewohnten Räumen zu einem unangenehmen Luftstau. Zwar ist die Lärmisolation etwas besser, aber die Energiebilanz im Vergleich zwischen Doppelverglasungsfenstern, Vorfenstern (Kastenfenstern) und Isolierverglasungsfenstern spricht nicht zugunsten dieser leb- und lieblosen Verglasung.

Im Neubau, vor allem bei grösseren Ganzverglasungen, mag das Isolierglas angebracht sein. Am historischen Bau bis zur Mitte unseres Jahrhunderts wird es die Denkmalpflege in den meisten Fällen ablehnen und nie subventionieren.

Konservierung, Restaurierung, Rekonstruktion historischer Fenster

Nach Möglichkeit wird man bei einem Baudenkmal bestehende Fenster erhalten. Vom Schreiner, Schlosser und Maler überholt und regelmässig gepflegt, halten sie weitere Generationen. Wo die originale Einfachverglasung nicht genügt, ist das gute alte Vorfenster eine elegante und einfache Lösung.

Am Schloss Haldenstein haben wir in den dauernd bewohnten Räumen, wo immer möglich, bestehende Einfachglasfenster von guten Handwerkern aufdoppeln lassen. Wo alte Fenster fehlten, sind neue Doppelverglasungsfenster angefertigt worden. In den hofseitigen Korridoren hat man die Einfachverglasung bei alten oder neuen Fenstern beibehalten. Ebenso bei den kostbaren Originalfenstern im Theater- und Gartensaal (Abb. 40 und 41).

In ähnlicher Weise werden jedes Jahr in unserem Kanton bei zahlreichen Restaurierungen die bestehenden Fenster erhalten, wenn nötig mit einer Aufdoppelung versehen. Dies ist nicht nur bei den Kleinfenstern von Maiensässhütten der Fall, sondern auch bei bedeutenden Grossbauten, so bei der Fensterfront des Quaderschulhauses in Chur (Otto Schäfer und Martin Risch, 1913–1914) oder beim Verwaltungsgebäude der Rhätischen Bahn in Chur (Nikolaus Hartmann, 1912) (Abb. 45). Regelmässig stösst diese Empfehlung der Denkmalpflege zunächst auf Erstaunen und Ablehnung, weil der moderne Ersatz einfacher und rentabler scheint. Meist lassen sich vernünftige Bauherren und aufgeschlossene Architekten überzeugen, sogar die Schreiner lassen sich meist für eine sorgfältige Instandstellung gewinnen.

Vor zehn Jahren, im grössten «Isolierglasfensterboom», war zu befürchten, dass nur noch ausserkantonale Spezialfirmen historisch und handwerklich einwandfreie Fenster herstellen würden. Heute verfügen wir in allen Regionen unseres Kantons wieder über qualifizierte Handwerker, die bereit sind, alte wertvolle Fenster instandzustellen, aber auch neue technisch anspruchsvolle und ästhetisch einwandfreie Holzfenster herzustellen.

Beraten durch die Fachleute der Denkmalpflege sollten sich Hausbesitzer und Hausbenützer, aber auch die Öffentlichkeit vermehrt Gedanken machen über die sorgfältige Pflege überlieferter Bauteile und traditionsreichen Handwerks, dessen Gesamtenergiebilanz zum Glück obenaufschwingt.

Hans Rutishauser

Abb. 45: Chur: Verwaltungsgebäude der Rhätischen Bahn; 1907–1912 von Nikolaus Hartmann & Cie; originale Fenster, innen aufgedoppelt

Abbildungsverzeichnis

Kantonale Denkmalpflege: Abb. 1–3, 14, 15, 20–25, 27, 30, 32, 39–44
Niklaus Lohri, Almens: Abb. 4–13
Jörg Joos, Andeer: Abb. 16–19
Rätisches Museum, Chur: Abb. 26, 37
Archäologischer Dienst Graubünden: Abb. 28, 29
Aus: KDM GR Bd. II, S. 13: Abb. 31
Reto Führer, Felsberg: Abb. 33–36, 38
Rhätische Bahn, Chur: Abb. 45